

# VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 32.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 15. August 1892.

Vierteljährlich  
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

38. Jahrg.

## Die Stellvertreterin.

Humoreske von A. Vogel vom Spielberg.

Nachdruck verboten.

Still und öde liegt der große, schöne Stadtpark. Ein leiser Wind spielt wie lieblosend durch das frühlingfrische Grün der Blätter, die sanft, wunderbar und lieblich raunen, als erzählten sie sich Dinge, wie sie kein Dichter schöner sinnen und sagen kann.

Beinahe unempfindlich aber gegen den Zauber der Natur eilt ein junges Mädchen schweigend durch den Park der „Seufzerallee“ zu. So überhastig ist sie, daß ihre Begleiterin Mühe hat, mit ihr gleichen Schritt zu halten. Endlich erreichen sie das Ziel.

Aus der Sonnenhelle in das kühle Schattendüster des domartig gewölbten Baumganges tretend, sind sie zuerst wie geblendet.

Doch bald gewöhnt sich das Auge an die grüne Dämmerung, und so erpäht denn die Jüngere rasch eine Bank. Ungestim läßt sie auf dieselbe zu, wirft sich hinein und atmet tief auf.

Sie küßt den dichten, grauen Seidenschleier und fährt sich mit dem feinen Batisttuchlein über das hübsche, sehr erhitzte Gesicht. Dann blickt sie sich hastig suchend um.

Ihre Begleiterin bleibt neben der Bank stehen und betrachtet forschend das Antlitz ihrer jungen Herrin. Man sieht ihr an, daß sie fürs Leben gern wissen möchte, was dieser heimliche, eilige Gang um diese Spätnachmittagsstunde zu bedeuten habe.

„Sie werden gewiß auch müde sein, Betty“, sagt da in ihrer raschen Sprechweise das junge Mädchen. „Setzen Sie sich doch!“

„Ich danke vielmals, Fräulein Baronesse“, erwidert die Jose und nimmt bescheiden am andern Ende der langen Bank Platz. Ihr Fräulein zieht die kleine, mit Diamanten besetzte Uhr.

„Punkt sechs!“ ruft sie sodann, das Uhrchen wieder einsteckend. „Ich war pünktlich. Der Herr aber scheint es nicht zu sein. Das ist recht unartig! Nicht wahr, Betty?“

„Gewiß, Fräulein Baronesse“, bestätigt die Jose pflichtschuldig, indem sie befriedigt nicht. Um ein Stellbischen handelt es sich also und um eine heimliche Diebschaft! Doch wem galt dieses Stellbischen? Wie nur gelangte das kindliche Mädchen, dem man verliebte Gedanken auch nicht im Traume zugemutet hätte, dazu, heimliche Wege zu wandeln? Woher kannte sie ihn? Wer und was war er? Da mußte ohne Zweifel nicht alles in der Ordnung sein, sonst wäre diese Parkbegegnung unnützig gewesen.

Unterdessen blickte sich das junge Fräulein fortwährend um und kam, als sie noch immer nichts erblickte, in nervöse Aufregung. Sie scharrte

mit der Spitze des rotheidenen Sonnenschirms im Kiese, bewegte rasch die Fußspitzen auf und ab und biß sich hin und wieder in die frischen Lippen. Minute auf Minute verrann, doch der Erwartete kam nicht.

Endlich stand sie jäh auf und rief unwillig erregt: „Das ist zu stark! Kommen Sie, Betty! Ich bleibe keine Sekunde länger hier! Warum bin ich überhaupt gekommen? O Gott! Wenn das Mama wüßte!“

Sie lief beinahe dem Ausgange der Seufzerallee zu und bog dann in einen Seitenweg ein. Betty überholte sie bald und gab sich Mühe, die Erregte zu besänftigen.

„Ach, lassen Sie mich doch!“ rief das Fräulein ungnädig.

„Sie wissen ja von nichts! Soll ich mich nicht ärgern, wenn ich mich so blamieren muß? Und ich bin ja nicht einmal in eigener Sache hier!“

„Nicht?“ machte Betty erstaunt.

„Wo denken Sie hin?“ rief das Fräulein aufbrausend.

„Mit meinen siebzehn Jahren habe ich wohl noch Zeit an so etwas zu denken, wenn es mir überhaupt jemals beikommen wird. Aber von Martha ist's nicht schön, daß sie gerade mich dazu bewogen hat!“

Die schlaue Jose verstand. Da sie es ihrem Fräulein anmerkte, daß diese nun das Bedürfnis empfinde, ihr ärgerliches Geheimnis los zu werden, konnte sie selbst es schon wagen, sie auszuholen. Sie that's, indem sie sich ungläubig stellte.

„Komtesse Martha? Unmöglich! Sie ist ja Braut!“

„Ja, freilich ist sie's!“

„Und ihr Verlobter, der Herr Graf Rhodau, kommt ja heut abend an zu längerem Aufenthalte. Die Jose der Komtesse hat mir's gesagt. Die Meldung kam ganz unerwartet.“

„Eben deshalb!“ erieferte sich Baronesse Julie von Grotten. „Eben deshalb! Verstehen Sie denn nicht? Eben weil sie Braut ist, und weil heut so ganz unerwartet ihr Verlobter ankommt, schickt sie mich her, ihr Fernbleiben zu entschuldigen.“

„Verzeihung, Fräulein Baronesse, aber ich verstehe noch immer nicht.“

„Nein? Wie Sie plötzlich auf den Kopf gefallen sind!“ rief Julie in wahrhafter Verzweiflung. „Sie wissen doch, daß meine Freundin Martha ihren Vetter, den Grafen Fritz Rhodau, heiraten soll. Aber sie liebt ihn nicht — nicht im geringsten! Die beiden Familien trafen diese kluge Vereinbarung, um einem möglichen Erbschaftsstreite vorzubeugen. An Marthas siebzehntem Geburtstag wurde jüngst die Verlobung gefeiert, und in vier Monaten soll nun Hochzeit sein. Martha aber fühlt sich erbärmlich elend, weil sie diese Vernunftheirat eingehen soll. Um derselben zu entgehen, geriet sie auf den tollen Einfall, ganz heimlich ein Inzerat einrücken zu lassen, worin sie einen sogenannten ‚Netter‘ suchte, der sie vor dieser ‚Zwangsheirat‘ bewahren möge. Er fand sich auch — natürlich! Und dann begann ein flotter, schöngeistiger Briefwechsel, der endlich zu einer persönlichen Begegnung führen sollte. Er drängte stürmisch darum, sie jagte zu, und heute sollte es sein — hier in der Seufzerallee, Punkt sechs Uhr. Nun denken Sie sich Marthas Jammer, als mittags ein Brief ihres Verlobten eintraf, worin er anzeigt, er komme heute von seinem Gute herein und freue sich darauf, den Abend bei seiner Braut zu verbringen. Sie war ganz verzweifelt. Dann aber hatte sie den klugen Einfall, mich zu rufen, mir alles zu gestehen und mich zu bitten, statt ihrer hierher zu gehen und ihrem Seladon ein Briefchen — ich hab's hier in der Tasche — zu überbringen. Natürlich wollte ich's



Neue Herbstmoden. (Beschreibung Seite 318.)

zuerst nicht thun; aber sie bettete so lange und gebärdete sich so jämmerlich, daß ich, gutmütig wie ich bin, schließlich zusagte. Und da wäre ich nun — mit dem Weichensträußchen als Erkennungszeichen. Er wird Maiglöckchen haben. Aber kann ich's denn überhaupt thun, ohne mir etwas zu vergeben?"

"Wenn's weiter nichts ist — mein Gott! Daran ist ja gar nichts Böses!"

"Wirklich nicht?" meinte das Freifräulein zaghaft.

"Nein, gar nichts, gar nichts," bekräftigte Betty.

"Um — also," sagte dann nach einer Pause Baroness Julie bedächtig. Sie zog wieder die Uhr. "Schon zehn Minuten über sechs," rief sie hierauf. "Ist eine solche Unart nicht unerhörte?"

"Der Herr kann ja durch unvorhergesehene Zwischenfälle aufgehalten worden sein," wandte Betty begütigend ein.

"In einem solchen Falle darf man sich durch nichts abhalten lassen!" erklärte das junge Freifräulein entschieden.

Die lebenskluge, welterfahrene Jose bezweifelte dieses Dogma insgeheim zwar sehr stark; aber sie zog es vor, die junge Dame bei guter Laune zu erhalten, um sie zu bewegen, das Abenteuer ganz durchzumachen. "Fräulein Baroness, entzücken Sie sich immer mehr von der Seufzerallee," sagte sie deshalb, "vielleicht wird der Herr nun schon dort sein? Wollen Fräulein Baroness nicht nochmals hinsehen?"

"Nein! Das Fräulein wollte nicht! Endlich aber gab sie Betty's Zureden doch nach und ging mit dieser noch einmal der Seufzerallee zu.

"Ich baue aber auf Ihre unbedingte Verschwiegenheit, Betty! Daß Sie zu Hause kein Wort über das Ganze verlauten lassen! Hören Sie? Sie haben mich einfach zur Gräfin Braunfels begleitet, sind hierauf zum Buchhändler gegangen, haben die gewünschten Bücher nicht bekommen und haben mich auf dem Rückwege wieder abgeholt. Verstehen Sie mich?"

"Vollkommen, Fräulein Baroness," beteuerte die Jose, "ich werde schweigen wie das Grab."

Da waren sie nun wieder bei der Seufzerallee angelangt. Noch immer war diese leer.

"Nein, das ist doch zu stark!" rief Baroness Julie, stehen bleibend, sehr erregt. "Sie sehen's ja: er kommt nicht!"

"Doch, Fräulein Baroness! Er kommt!" rief Betty triumphierend, "sehen Sie nur hin — dort — bei dem Stern, wo die acht Alleen zusammenstreffen, naht ein Herr. Gewiß, er ist's! Ich sehe etwas Weißes auf seiner Brust. Das sind die Maiglöckchen! Er ist's!"

Das Freifräulein spähte scharf um die Ecke hin auf den Heraneilenden, der weder sie noch ihre Begleiterin bemerken konnte. "Jawohl, er kann es sein," sagte sie dann leise, sich verneigend. Sie zog hastig den Schleier über das Gesicht und flüsterte der Jose zu: "Sehen Sie sich da auf irgend eine Bank und erwarten Sie mich. Ich werde die Sache bald abgethan haben. Gott, mir ist so bange!"

"Mut, Fräulein Baroness! Mut!" tröstete die Jose, "es kann Ihnen ja nichts geschehen. Nur unbesangen sein!"

Betty flüchtete sich hierauf eilig auf eine Bank. Ihr Fräulein mußte nun wohl oder übel allein vor. Sie zitterte, und eine unennbare Angst ergriff sie. Am liebsten wäre sie davongeraunt. Aber sie schämte sich vor Betty, und auch die Freundin that ihr Leid. So nahm sie ihren ganzen Mut zusammen und ging dem Fremden entgegen.

Nach wenigen Augenblicken trafen sie, knapp in der Mitte der Allee, zusammen. Ihr Herz schlug hörbar. Um keinen Preis in der Welt hätte sie es, trotz des dichten Schleiers, der ihm ihr Antlitz vollständig unkenntlich ließ, über sich vermocht, ihn anzublicken.

Er aber sah vor allem nur nach dem Weichensträußchen auf der Brust. Da es nicht fehlte, war er seiner Sache sicher. Er blieb stehen und sprach sie in halblautem, fragendem Tone an: "Dornröschen?"

"Ja," hauchte sie verwirrt, indem sie gleichfalls stehen blieb. Und fragend setzte sie hinzu: "Lohengrin?"

Er zog den Hut, machte linksrum, und unwillkürlich setzten sie sich ohne weiteres in Bewegung.

"Ich bitte vielmals um Verzeihung, gnädiges Fräulein, wenn ich mich verspätet habe," begann der Unbekannte das Gespräch, "gestatten Sie mir, die Ursachen dafür anzugeben. Mein Freund —"

"O bitte, bitte, es ist durchaus nicht nötig, sich zu entschuldigen, mein Herr," fiel Julie etwas gefaßt und lebenswürdig ein. Ihr ganzer Aergers war dahin. Vielleicht nur deshalb, weil sie unter dem Schleier hervor den Unbekannten mit einem raschen Blicke gestreift und in ihm einen auf fallend hübschen, geistreich und vornehm aussehenden Mann gefunden hatte. Seine Gestalt war hoch und schlank, die Bewegungen ein wenig hastig, doch sehr gefällig, die Züge edel, ein Gemisch von römischen und germanischen Typus, die Augen grau und feurig, das kurzgeschorene Haar von glänzend brauner Farbe und der hellbraune Schnurrbart allerliebst.

Und blitzschnell ging eine sonderbare Wandlung in ihrer jungen Seele vor. Vor wenigen Sekunden noch hatte sie nur Furcht und Unbehagen, ja auch ein wenig Scham empfunden. Nun aber reizte sie das Abenteuer! Sie konnte, wollte nicht foglich, wie sie's vorher beabsichtigt, die Wahrheit sagen: daß sie nur Abgesandte ihrer Freundin sei.

"Ich bin ja auch soeben erst gekommen," setzte sie hinzu, ohne Gewissensbisse über ihre Lüge. Sie konnte doch unmöglich eingestehen, daß sie um volle zehn Minuten früher am Plage gewesen war. "So waren wir alle beide gleich pünktlich oder unpünktlich — je nachdem."

"Das erstere, gnädiges Fräulein! Das erstere nehmen wir an," rief er lebhaft.

Sie lachte halblaut auf und entgegnete: "Gut, nehmen wir es also an."

Er lautete mit Entzücken ihrem Lachen, ihrer Stimme, die wie Musik klang, so melodisch war ihr Tonfall. Und mit nicht minderem Entzücken betrachtete er ihre zierliche, anmutige Gestalt, die Harmonie des Ganges, der Bewegung, das zarte, feinbeschuhte Füßchen, das kleine, fein behandschuhte Händchen, das unter dem grauen Sammethütchen in zwei starken Flechten üppig hervorquellende Blondhaar und das blühend-weiße Streifen Hals, den der hohe Kragen des knappenliegenden grauen Kleides sichtbar ließ. Gern hätte er das Gesicht gesehen; der Schleier aber war ihm im Wege.

"Gnädiges Fräulein haben viel Geschmack und Sinn für

Poesie," hub er wieder an, "ich finde, daß der Ort hier ganz wunderbar gewählt ist."

D, Welch ein Glück, daß sie den Schleier vorhatte! Sie hätte sich ganz jämmerlich geschämt, würde er ihr glühendes Erröten wahrgenommen haben. Aber durfte sie das auch hinnehmen? Daß sie sich dabei mit fremden Federn schmückte, war noch das wenigste. Doch seine Bemerkung, so harmlos liebenswürdig sie auch gegeben ward, enthielt einen Stachel. Der schmerzte sie.

"Sie wollen damit doch nicht andeuten, mein Herr, daß ich in solchen Dingen schon einige Erfahrung habe?" wandte sie empfindlich ein.

"Gott bewahre!" rief er lebhaft, "ich wäre ganz untröstlich, gnädiges Fräulein, wenn Sie meinen ganz harmlosen Worten diesen Sinn unterlegen würden!"

"Nun gut, so glaube ich's, mein Herr," verlegte sie rasch verjöhnt. "Aber Dienst für Dienst, Glaube um Glaube! Ich hoffe also, daß Sie auch nicht daran zweifeln werden, wenn ich Ihnen sage: es ist das erste Mal, daß ich — daß ich auf heimlichem Wege bin."

Er hörte die Verlegenheit aus ihrem Tone heraus, und in diesem Augenblicke schien sie ihm anbetungswürdig! Aber der verwünliche Schleier beeinträchtigte seine Seligkeit! "Auf heimlichem Wege," wiederholte er entzückt und dachte dabei: "Wie lieb, wie reizend sie das sagt!" Und gern hätte er das eine Wort noch tausendmal gehört.

"Ich schäme mich glücklich, mein Fräulein, daß ich der Auserwählte bin, dem Ihre erste Heimlichkeit gilt. Allerdings, mein Freund —"

Was wollte er denn immer nur mit diesem Freunde? Zum zweitenmale schon erwähnte er ihn! Gerade so, als wüßte er über sonst nichts zu reden. Er mußte ihn wohl innig lieben, diesen Freund, das war gewiß recht schön von ihm; aber — du lieber Gott! — es machte sie schon unwillig.

Sie wollte anderes von ihm hören — Schmeichelhaftes, Süßes, Liebes, und da sie fühlte, daß sie von ihrem unbekannten Ritter nichts zu befürchten habe, nicht einmal das, ausgelacht zu werden, wollte sie ihm beichten, was ihr auf der Seele lag. Und er — er mußte sie dann trösten.

"Ach Gott!" begann sie ganz zutraulich, "ich stand auch eine solche fürchterliche Angst aus, da ich hierherkam, daß ich tausendmal umkehren und davonlaufen wollte. Wenn mich jemand gesehen hätte, mir gefolgt wäre, und gar erst, wenn Mama davon wüßte, dann müßte ich sicher sterben vor Beschämung!"

Hätte sie doch in diesem Tone fortgeplaudert! Er hätte ihr mit Wonne sein ganzes Leben lang zuhören wollen. Doch sie schwieg nun, und da kam's ihm mit aller Stärke zum Bewußtsein, warum er hier sei. So fand er es fürs erste angezeigt, ihr eine kleine Strafpredigt zu halten.

"Gewiß, mein gnädiges Fräulein," begann er in väterlichem Tone, "gewiß thun Sie recht daran, ein wenig Angst und Scham zu fühlen, weil Sie zum erstenmale etwas thaten, was die Mitwisserschaft der Eltern und anderer nicht verträgt. Ich gestehe es auch ganz offen, daß es mich anfangs recht verwundert hat. Ein junges, ein sehr junges, geistvolles und allem Anscheine nach auch schönes, liebreizendes Mädchen, das einzige Kind einer edlen Familie, dem nichts, gar nichts zur irdischen Glückseligkeit fehlt — ein so beschaffenes, so sehr begünstigtes Weib, hat es fürwahr nicht nötig, verbotene Wege zu gehen."

"Aber ich thue ja nichts Schlechtes!" rief Julie erröthend.

"Nun, aber schön — ich darf nicht einmal sagen: gut — ist es doch wohl nicht, wenn man Vertrauensmißbrauch treibt."

"Vertrauensmißbrauch?" wiederholte Julie erstaunt. "Sie scheinen Uebertreibungen zu lieben!"

"Ist's nicht Vertrauensmißbrauch, wenn man anderen, die uns lieben, uns bedingungslos vertrauen, etwas verheimlicht, noch mehr als das: sie geradezu hinter's Licht führt, wie Sie zum Beispiel Ihre Frau Mama? Ich wette zehn gegen eins, daß Sie ihr sagten, Sie besuchten eine Freundin."

"Natürlich habe ich das gethan," gestand Julie aufrichtig, "ich machte mir allerdings Gewissensbisse darüber, aber schließlich dachte ich mir: einmal ist einmal, und so ließ ich's dabei bewenden. Später einmal werde ich es der Mama ja sagen. Sie wird freilich ein bißchen zanken. Das wird aber auch alles sein."

"Jede Mutter, die eine so liebreizende Tochter hat, sollte eigentlich barbarisch streng sein, weil —"

"Mama weiß," unterbrach ihn Julie schmollend, "daß sie von mir nichts Schlimmes zu erwarten hat, und das genügt vollkommen. Mein Gang hierher ist zum Glück die einzige Heimlichkeit, die ich im Leben vor ihr hatte — sie soll aber auch die einzige sein. Mein Wort darauf!"

"Ich lobe Ihnen Entschluß, gnädiges Fräulein, obwohl er in gewissem Sinne recht beklagenswert für mich ist."

Eine heiße Blutwelle schoß ihr ins Antlitz. Aber sie gab keine Antwort. "So darf ich nicht mehr hoffen, Sie wiederzusehen?" fragte er nach einer Pause leise.

Ein Weichen kämpfte sie still mit sich selbst. Das ging entschieden zu weit! Jetzt wär's wohl an der Zeit, zu sagen, daß sie nicht diejenige sei, die er in ihr vermutete. Aber, du lieber Gott! Der Fremde gefiel ihr gar so gut, und dieser heimliche Spaziergang in der schattendüsteren "Seufzerallee", der war so eigen, so entzückend abenteuerlich. Ach nein, es hatte noch Zeit zur Aufklärung.

Doch Martha? Wäre es schön, auch sie zu täuschen? Sie hoffte, harrete sehnsuchtsvoll auf ihren "Netter", und die Herzensfreundin wollte ihr ihn abwendig machen? Fui doch!

Und dieser "Netter" selbst? Vor wenigen Minuten noch hatte er ihr Moral gepredigt und nun nahte er ihr als Bersüßer! Was trieb er für ein Spiel? Ihr Stolz empörte sich. Sie richtete sich hoch auf und sagte, unangenehm berührt, in herbem, abweisendem Tone: "Mein Herr, ich möchte bitten, in Ihren Worten etwas vorsichtiger zu sein. Zuerst stellen Sie meine Heimlichkeit als Sünde, als Verbrechen hin; dann aber wollen Sie mich selbst zu weiterer Heimlichkeit bewegen?"

"Zürnen Sie mir nicht, mein Fräulein," bat er etwas betroffen. "Ich gebe zu, daß Sie im Rechte sind. Worhin sprach die Vernunft. Die mußte Ihren Schritt mißbilligen. Dann aber trieb mich mein Gefühl — vergessen Sie es, ich bitte darum! Vergessen Sie es um so eher, als Sie selbst ja die unschuldige Ursache davon sind. Ihr Liebreiz, Ihre Anmut —" "Keine Schmeicheleien, mein Herr!" fiel Julia ein, sich vergeblich bemügend, in abweisendem Tone zu sprechen.

Er merkte das und, dadurch kühn gemacht, erfaßte er, ehe sie's hindern konnte, ihre linke Hand und führte sie zum Kusse an die Lippen. Durch den Handschuh hindurch fühlte sie den Kuß, und es war ihr, als zuckte ein elektrischer Funke durch ihren Leib. Aber sie entzog ihm stumm die Hand. Tief in ihrer Seele regte sich das dunkle Empfinden einer namenlosen Gefahr, der sie vorbeugen mußte. Sie blieb plötzlich stehen.

"Und nun, mein Herr, sollen Sie Aufklärung haben," sagte sie ganz unvermittelt. "Ich bin nicht die, die Sie suchen — bin nicht 'Dornröschen'."

Auch er war stehen geblieben. "Nicht?" fragte er verdutzt und sah sie groß an.

"Nein," entgegnete sie, über seine Miene unwillkürlich lächelnd. "Ich bin nur Stellvertreterin und —"

"Ein sonderbarer Zufall!" rief er, sie unterbrechend. "Auch ich bin ja nicht 'Lohengrin'. Auch ich bin nur Stellvertreter und —"

"Auch Sie?" rief Julie, gleichfalls verdutzt. Unwillkürlich schlug sie den Schleier zurück, als hindere er sie im Sehen. Einen Augenblick starrte er wie geblendet ihr jugendfrisches, blühend schönes Antlitz an. Dann aber, überwältigt von dem seltsamen Zufalls spiele, lachten beide laut auf, und dieses Lachen machte sie einander ganz vertraut.

"Ja, aber wie kam das nur?" fragten sie wie aus einem Munde.

Sie wußte sich's nun zwar zu denken, weshalb er öfter seinen Freund erwähnt. Und er erklärte sich nun ihr Hartnäckiges Versichern, daß sie heute die erste und einzige Heimlichkeit begangen. Inserat und Briefwechsel datierten Monate zurück, sie aber hatte diese Dinge mit keiner Silbe erwähnt.

Und jetzt erzählte sie ihm, was sie früher schon der Jose berichtet. Er lautete voll Andacht, entzückt über ihr rasches lebhaftes, melodisches Sprechen.

Hierauf berichtete er, wie er zum Stellvertreter geworden.

"Ich lebe zumeist auf dem Lande draußen auf meinen Gütern und komme selten nach der Stadt. Heute aber mußte ich in Familienangelegenheiten her. Kaum angelangt, eben als ich vor dem Bahnhofe in den Wagen steigen wollte, um in mein Hotel zu fahren, begegnete mir ein lieber, alter Freund. Er schleifte mich in seine Wohnung, und wir verplauderten nun ein, zwei Stunden. Dann mußte ich fort zu meinem Rechtsanwalt. Als ich zurückkam, fand ich meinen Freund mit zwei kleinen Duben spielend. Seine Schwester war mit ihren Kindern zu Besuch gekommen. Der ältere, ein stammer, prächtiger Bengel, hat heute seinen sechsten Geburtstag, und da wollte er dem lieben Onkel durchaus heut noch zeigen, was ihm der Papa für eine wunderbare Uniform beschert. Mein Freund vergöttert seine Neffen. Also bewundert er gebührend die prachtvolle Uniform. Dann spielt er mit den Duben, kommandiert, marschiert, exerziert, schreit und schießt mit ihnen, so gut's nur geht. Plötzlich ein Aufschrei und — Blut! Der verwegene Huzar hat einen Hieb des Heims so wunderbar pariert, daß der arme, unschuldige Gesichtsvorsprung des Onkels dafür recht schmerzlich büßen muß: die Nasenspitze hat einen tiefen, großen Schnitt. Und nun Verstärkung, Schrecken, Schreien, Laufereien. Der Blutverlust, das Brennen der stark angeschwollenen Wunde lassen meinen Freund das Mißgeschick verwünschen, das ihn bei einem lang herbeigezogenen, endlich gewährten Stellbilden am Kommen hindert. Das bringe ich, da es soeben fünfzehn schlägt, glücklich aus ihm heraus. Er schäumt vor Zorn, denn nie und nimmer will er in dieser jämmerlichen Verfassung vor seiner Angebeteten, die er noch nie gesehen, erscheinen. Ich biete mich zum Stellvertreter an und übernehme es, ihn für heute zu entschuldigen. Er will zuerst nicht recht. Dann aber nimmt er's doch an und schreibt rasch einen Brief, den er mir übergibt. Ich stürme fort, werfe mich in einen Wagen, und da bin ich nun als Stellvertreter, um eine liebreizende Stellvertreterin zu finden. Gottvoller Zufall!"

"Der arme Freund!" rief Julie bedauernd. Lächelnd setzte sie hinzu: "Aber trotz seines Unfalles wird es ihn gewiß auch belustigen, wenn er alles erfährt. Ach, bitte, richten Sie ihm doch mein innigstes Bedauern aus, natürlich auch den aufrichtigen Wunsch nach seiner baldigen Wiederherstellung. Nun aber ist's für mich hoch an der Zeit, heimzugehen. Meine Jose wird schon ungeduldig werden, sie wartet dort auf mich."

Sie hatte sich währenddessen umgewendet und ging ganz langsam vorwärts. Er blieb an ihrer Seite. "Und jetzt wollen wir die Briefe tauschen; den einen bestellen Sie, mein Herr, den andern ich."

Sie zog das Schreiben aus der Tasche und reichte es ihm hin, gleichzeitig den Brief für die Komtesse in Empfang nehmend. Er warf einen flüchtigen Blick auf die Handschrift der Umhüllung. "An Lohengrin — durch Güte" stand in langen, dünnen, schiefen, eleganten Zügen darauf. Er wurde plötzlich blaß, blieb stehen, stieß einen halblauten Ruf aus und machte Miene, den Brief zu öffnen.

Sie wurde aufmerksam. "Was soll das?" fragte sie, gleichfalls stehen bleibend, betroffen.

"Von wem ist der Brief?" fragte er mit allen Anzeichen einer heftigen, gewaltjam unterdrückten Erregung. "Ich bitte dringend, sagen Sie es mir, gnädiges Fräulein!"

"Wie kann ich das?" entgegnete sie, einen Schritt zurücktretend. "Ich darf die Anonymität nicht lüften, da selbst meine Freundin das nicht für erlaubt gehalten hat. Sie weiß nicht, wer ihr 'Lohengrin' ist, sie weiß nichts von der Stellvertretung, und ich — nun ich weiß ja auch nicht, wer Sie sind, mein Herr."

"Verzeihung, gnädiges Fräulein, daß ich mich noch nicht vorgestellt." Er nahm den Hut ab und setzte mit tadelloser Verbeugung hinzu: "Graf Fritz Rhodau."

Ein leiser Schrei entfuhr ihren erblaßten Lippen. Ihre erste Regung war, ihm den Brief zu entreißen; dann aber ließ sie schlaff die Hände sinken und sagte fassungslos: "Sie wissen ja nun alles."

"Alles? Nein, gnädiges Fräulein," entgegnete er finstern Blickes. "Wohl aber habe ich nun die Bestätigung, daß die Schreiberin wirklich die junge Gräfin Braunfels ist. Ich bin in unerhörter Weise von meiner Braut hintergangen."

"Um Gotteswillen!" rief Julie entsetzt, "welch unseliger Zufall!"

"Ich preiße ihn als einen glücklichen," sagte er mit bitterem Hohn, steckte den Brief ein und ging mechanisch vorwärts, voll finsterner Gedanken.

Julie eilte ihm nach. „Was wollen Sie thun?“ forschte sie ängstlich.

„Meine Pflicht.“  
„Und was verstehen Sie darunter? Ein Duell?“  
„Beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein, Graf Heggen ist ja völlig unschuldig. Er konnte doch nicht wissen, daß sein ‚Dornröschen‘ meine edle Braut ist.“  
„So wollen Sie Martha zur Nechtschafft ziehen? Mit ihr brechen?“ forschte Julie atemlos.

„Ich habe wohl ein Recht dazu, gnädiges Fräulein,“ erwiderte er kalt.  
„Das wird ihr nur erwünscht sein,“ entgegnete sie nach einer Pause leise, beinahe unbewußt.  
Er lachte bitter auf. Ein grenzenloses Mitleid erfüllte sie.

„Ach, lieber Graf, die Arme ist mehr zu bedauern als zu verdammen,“ sagte sie eifrig, bemüht, ihn zu trösten. „Ich finde es zwar unbegreiflich, daß sie ihren Bräutigam nicht liebt, indessen —“  
Sie verstummte jäh vor Schrecken und Beschämung über ihre vorchnelle Zunge; aber da es nun einmal heraus war, was sie dachte, fühlte, fuhr sie, um nur über die eigene Verwirrung hinwegzukommen, hastig fort: „Sie lieben Martha ja auch nicht so, wie es bei Brautleuten sein soll. Sie selbst hat mir das hundertmal gesagt. Ihre Heirat wurde von den Eltern beschlossen. Für Martha aber ist der Gedanke an eine Zwangsheirat unerträglich. Daher versiel sie in ihrer Eraltiertheit auf jenen verhängnisvollen Einfall und —“

„Hand es nicht der Mühe wert, mir zu gestehen: „Ich liebe dich nicht, Better Fritz, also gieb mich frei,“ fiel er bitter ein. „Ich wählte, sie sei mir, ohne eben Leidenschaft für mich zu fühlen, doch so gut, daß sie ohne Herzbrechen meine Frau werden könnte. In unsem Kreiseln ist's ja selten anders, und man lebt ganz leidlich dabei. Aber daß sie in ihren Briefen mit keinem Worte ihren Seelenzustand verriet, daß sie in diesen freundlich-fühlen nichtsagenden Briefen mit keiner Silbe ihr Geheimnis andeutete, das ist ein offenes Hinteregehen, und das verzeihe ich ihr nicht! Was aber bezweckte sie mit solchem Vorgehen? Dachte sie an Flucht, Entführung oder andere solche Tollheiten?“

„D nein,“ rief Julie lebhaft. „Sie dachte: wenn nach einer persönlichen Begegnung mit ihrem Unbekannten, dessen Briefe ihr Herz eroberten, ihre Empfindungen für ihn sich nicht abschwächen würden, dann wollte sie sich Ihnen, Herr Graf, entdeden, Ihren Edelmut anrufen und Sie bitten, von der Heirat abzustehen. Seien Sie also milde gegen sie. Mir zu Liebe! Ja?“

Wittend streckte sie ihm die Hand entgegen. Und das Glehen ihrer schönen Kinderaugen wandelte sein Herz. Es wurde warm und weit vor Sehnsucht nach dem Besitze dieses schönen, jungen Wesens, das er vor einer Stunde noch nicht gekannt.  
„Ihnen zu Liebe, gnädiges Fräulein,“ erwiderte er, ihr Händchen fassend und es zärtlich drückend. „Ihre Fürsprache schützt Martha vor den schlimmsten Folgen ihrer —“  
„Ueberspanntheit!“ fiel Julie ein. „Ich erlaube nicht, daß Sie ein schärferes Wort gebrauchen. Martha ist nicht schlecht, nur überspannt!“

Er mußte unwillkürlich lachen. Wie reizend drollig das aus ihrem Munde klang! Sein Unmut schwand. Er fühlte nur Entzücken über Juliens Liebreiz. Er bat sie, ihm ihren Namen zu nennen. Sie that dies ohne Säumen, und mit seinem Danke dafür sprach er Worte der Anerkennung und Verehrung über ihre alte, ausgezeichnete Familie. Dann wollte er noch eine Bitte äußern.

„Nur zu, Herr Graf!“ rief Julie lachend.  
„Gestatten Sie mir, Baronesse, daß ich Sie der gnädigen Frau Mama zuführe?“

„O weh! Nur das nicht,“ wehrte sie lebhaft ab. „Dann käme ja alles an das Licht und —“

„Eben deshalb, Baronesse,“ entgegnete er ernst. „Ich möchte selbst derjenige sein, der die Frau Baronin für die erste Heimlichkeit von Fräulein Tochter um Verzeihung bittet.“

„Ja, mein Gott! Warum denn das?“  
Er sah ihr eine Weile mit innig tiefem Blicke wortlos ins Auge. Eine süße Verwirrung überkam sie. Sie senkte die Lider und atmete beflommen. „Baronesse, glauben Sie an Liebe auf den ersten Blick?“ fragte er leise.

Glühende Röthe färbte ihre Wangen, sie wagte nicht aufzublicken. „Glauben Sie daran?“ drängte er. Sie zuckte unbewußt die Achseln. „Nun, was mich anbelangt,“ hub er nach einer Pause an, „ich glaube daran seit heute. Deshalb bat ich, deshalb bitte ich, mir zu gestatten, Sie nach Hause zu führen. Ja?“

„Sie haben mir vorhin recht weh gethan, Herr Graf,“ sagte sie endlich, ihm ins Auge blickend.

„Ich?“ rief er erschreckt.  
„Ja, Sie! Erinnern Sie sich nicht mehr daran? Sie kamen in Stellvertretung Ihres Freundes und als Bräutigam einer anderen her, und trotzdem wagten Sie es, mich um ein Wiedersehen zu bitten. Wie konnten Sie das thun? Ist das denn Sitte in der Welt?“

Er wurde sichtlich verlegen. „Ich gebe zu,“ sagte er dann, sich fassend, „daß es nicht recht war. Ich war keck, weil ich nicht wußte, mit wem ich die Ehre habe. Darf ich hoffen, daß Sie vergessen und mir vergeben werden?“

„Gut, ich vergebe!“ rief sie heiter und glücklich über sein inniges Drängen.

Entzückt erhaschte er ihr Händchen, küßte es abermals.  
„Und nun darf ich Sie nach Hause führen?“ drängte er aufs neue. Es ging zwar gegen die gesellschaftliche Sitte, aber sie gab es dennoch zu.

Die Jose machte große Augen, als sie endlich ihr Fräulein mit dem „Unbekannten“ herankommen sah — beide strahlenden Antlitzes. Ein Wink der Baronesse bedeutete ihr, ihnen in angemessener Entfernung zu folgen. Fritz und Julie aber wandelten glücklich durch den im ersten Abendsonnenglanze daliegenden Park.

Sie schwärmten von der Schönheit der Natur, von der Frühlingsherrlichkeit und Blumendüften, von Gott und Welt und allem, was das Leben gut und schön macht. Und immer wieder blickten sie sich trunken an und lächelten einander zu, süß und geheimnisvoll, wie es Verliebter Art, und manchmal lachten sie laut auf, daß es wie Jubel klang: der Frühling hatte Einzug gehalten in zwei jungen Menschenherzen.

### „Mit einem Herzen tändle nicht.“

Nachdruck verboten.

Mit einem Herzen tändle nicht,  
Als wär's ein Spielwerk nur ergößbar,  
Ein Menschenherz — gar leicht es bricht,  
Ein Menschenherz ist leicht verletzbar!

Ein junges Herz, das Liebe hegt,  
Es gleicht der frisch entspross'nen Blüte,  
Die lei' ein Lenzeshauch bewegt —  
O, daß er nicht als Sturmwind wütle!

Und wecke auch die Stürme nicht,  
Die wild ein Menschenherz durchtoben:  
Wenn Seele nicht zu Seele spricht,  
Dann laß das Spielen, das Erproben!

Send' nicht umsonst der Hoffnung Strahl  
In eine Brust voll Lieb' und Treue!  
Und wecke nicht die wilde Qual  
Der Eifersucht — dir selbst zur Neue! —

Mit einem Herzen tändle nicht,  
Als wär's ein Spielwerk, nur ergößbar,  
Ein Menschenherz — gar leicht es bricht,  
Ein Menschenherz ist leicht verletzbar.

Hugo Kegel.

### Aus der Küche der Urzeit.

Von Friedrich von Hellwald.

Nachdruck verboten.

Die Anfänge dessen, was wir als Kochkunst bezeichnen, verlieren sich in der Nacht der Zeiten. Die wenigsten, welche sich heute an eine wohlbesetzte Tafel setzen und mit Verständnis am Genuße leckerer Gerichte sich erfreuen, bedenken, daß auch die jetzt so hoch entwickelte, verfeinerte Kochkunst ihre Geschichte hat und aus unscheinbaren Anfängen hervorgegangen ist. Daraus einen Blick zu werfen, mag nicht ohne Interesse sein.

Alle Kochkunst ist selbstverständlich an die Erfindung des Feuermachens gebunden. Eine Kochkunst ohne Feuer verdient in unseren Augen diesen Namen nicht. Die Kunst, Feuer zu erzeugen, ist nun uralte, und zahlreiche Funde von Kohlenstückeln in den ältesten menschlichen Niederlassungen, in den Höhlen Deutschlands, Frankreichs und Englands, im Söß des Rheinthales und anderen Orten weisen darauf hin, daß der Mensch schon damals diese Kunst verstand und für seine Zwecke verwendete. Die Kohlenreste finden sich nämlich vergesellschaftet mit den Knochen von Hyänen und Mammut, später auch von anderen Tieren, welche dem Höhlenmenschen augenscheinlich zur Nahrung dienten. Zu jener Zeit fehlte ihm aber noch ein zweites, welches uns zum Kochen unerlässlich dünkt: er verstand noch nicht, Thongeschirre anzufertigen, eine Kunst, welche erst in späteren Zeitaltern aufgefunden ist. Dennoch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß man damals trotz des Fehlens irdener Geschirre schon Methoden des Kochens gekannt hat. Aufschluß über diese müssen wir bei den noch auf tiefer Entwicklungsstufe stehenden Völkern der Gegenwart suchen und die bei diesen gebräuchlichen Arten des Kochens beobachten. Da fallen uns sofort zwei verschiedene Methoden in die Augen: einmal das Kochen über hellem Feuer, über welchem kleineres Wildbret und Fische, über einen Spieß gestekt, gebraten werden. Einige Indianerstämme Amerikas braten in dieser Weise Stücke von Schlangen, und die ungarischen Fischer manchmal auch Fische. Aber auch größere Tiere kann man über hellem Feuer in ihrer eigenen Haut gar machen. So erzählt schon Herodot von den Skythen, daß sie die Knochen der Tiere als Brennstoffe benutzten und die Tiere in ihrer eigenen Haut mit Wasser kochten. Statt der Haut wird bei manchen Völkern Baumrinde als Umhüllung oder Knochenbehälter angewendet. Dieses Braten über hellem Feuer hat sich lange als „Spießbraten“ in der Küche der geschichtlichen Nationen forterhalten. In früheren Zeiten wurden bei festlichen Anlässen ganze Ochsen am Spieße gebraten. Heutzutage ist das Spießbraten vielfach außer Gebrauch gekommen, was jedermann, welcher diese schmackhafte Zubereitungsweise kennen gelernt hat, gewiß nur bedauern wird.

Die andere, bei Naturvölkern sehr übliche Kochmethode ist jene durch glühend heiße Steine, die sogenannte Steinkocherei, ein äußerst ursprüngliches Verfahren, von dem wohl die wenigsten unserer Hausfrauen wissen. Bei dieser Steinkocherei werden bis zum Glühen erhitzte Steine in die zu kochende Substanz oder in das zum Kochen zu benutzende Wasser gethan; doch läßt sich dieses Verfahren natürlich auch in Gefäßen von Holz, Baumrinde und Fruchtchalen (Kürbissen, Kalebassen) anwenden, wie dies bei nordamerikanischen und nordasiatischen Stämmen der Fall ist. Der alte Steller sah noch bei den Kamtschadalen in Sibirien, wie sie ihre Speisen in hölzerne Tröge legten, Wasser darüber gossen und dieses mit glühenden Steinen kochend machten. Von den Uinkiten in Nordwestamerika wissen wir gleichfalls, daß sie Körbe aus Wurzelasern flechten und diese mit kaltem Wasser füllen, das sie durch Hineinwerfen glühender Steine zum Sieden bringen. Kapitän Jakobson, welcher 1881 bis 1883 die Nordostküste Amerikas bereiste, schildert ein Fest bei den Queka-Indianern in Britisch-Kolumbien; dabei heißt es: „Nach Beendigung der Neben wurde ein Festessen bereitet, indem zwei fette Seehunde in der großen hölzernen Trommel gekocht wurden. Es herrscht dort der eigentümliche Gebrauch, die große Tanztrommel, möge sie nun aus einer gewöhnlichen viereckigen Riste oder aus einem gechnitzten hohlen Tierkörper bestehen, bei feierlichen Gelegenheiten als Kochtopf zu benutzen. Die Trommel wurde also zuerst mit Wasser gefüllt und alsdann glühend heiße Steine hineingeworfen,

bis das Wasser kochte. Hierauf legte man das Seehundfleisch hinein, und es dauerte gar nicht lange, bis dasselbe gar gekocht war.“ Ganz ebenso geht es bei den Festen der Bewohner von West-Vancouver und der Yampai-Indianer in Arizona zu. Eine Vereinerung der Steinkocherei mit Kochen über hellem Feuer finden wir bei den Tehuelischen Patagoniens. Kapitän Müllers beschreibt die Zubereitung eines frisch erlegten Straußes folgendermaßen: „Wenn die Jagd vorüber ist und die Vögel zerlegt und geteilt sind, wird ein Feuer angemacht, und während die Steine heiß werden, wird der Strauß gerupft; die Flügelgefiedern werden sorgfältig mit einem Stück Sehne zusammengebunden. Dann wird der Vogel auf den Rücken gelegt und ausgeweidet; die Beine werden sorgfältig abgehäutet und der Knochen herausgenommen, sodaß die Haut bleibt; hierauf wird der Leib in zwei Hälften zerlegt, und nachdem aus der unteren Hälfte das Rückgrat herausgezogen und das Fleisch in dünne Stücke zerschnitten worden ist, sodaß man die erhitzten Steine in die Einschnitte hineinlegen kann, wird sie mit der Haut der Beine wie ein Sack fest zugebunden und ein kleiner Knochen hindurchgesteckt, damit alles straff bleibt; so wird sie auf die glühende Asche des Feuers gestellt, und wenn sie beinahe gar ist, wird eine helle Flamme angezündet, damit das äußere Fleisch vollständig brät. Während des Bratens muß sie oft gewendet werden, damit sie auf allen Seiten sicher durchbrät. Wenn sie gut ist, wird sie vom Feuer genommen. Dann schneidet man den oberen Teil weg, zieht die Steine heraus und findet, daß Brüste und Fleisch köstlich gekocht sind. Die Beteiligten, in der Regel zu zweien oder viere, setzen sich um das Gericht herum und essen das Fleisch, wobei sie es in die Brüste tunken.“

Die Steinkocherei kommt auch in Afrika heute noch vor, z. B. bei den Habab, einem nomadischen Araberstamme des Nordostens. Auf solchen Steinen wird aber auch Fleisch gebraten oder geröstet, das man lahm mardik nennt. Dr. Sandreczki sah die Samaritaner auf dem Berge Garizim in Palästina ihre Passahlämmer so in Gruben zubereiten. Man kann nämlich die glühenden Steine auch in einfache, mit Thon ausgeschmierte Gruben legen, wie dies in Südaustralien vorkommen soll. An letzteres erinnern auch die vorgeschichtlichen Befunde in unseren Gegenden. Nicht selten findet man in und neben den Gräberfeldern mit Steinen ausgelegte Gruben, welche mit Kohlen und Asche gefüllt sind und in denen sich Tierknochen, allerdings auch Scherben von Thongefäßen befinden. Obwohl man nun verstand letztere anzufertigen, behielt man doch die Sitte in Gruben zu kochen bei; denn wahrscheinlich waren diese Gruben nicht außerhalb, sondern innerhalb der Wohnung gelegen, und die Anlage der Grube nicht durch die Rücksicht auf Wind und Zugluft geboten, wie dies sonst beim Kochen im Freien der Fall ist.

Interessant ist es nun zu erfahren, daß sich mitten im gefitteten Europa der Gebrauch der Steinkocherei bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und zwar bei den Vasken im südwestlichen Frankreich; doch beschränkt er sich auf die Milch. Diese wird in Gefäße aus Zitterpappelholz, die aus einem Stücke gedreht sind und 6 bis 7 Liter fassen, gethan und dann mit saftgroßen Kieselsteinen, die man heiß gemacht hat, gekocht. Die Milch erhält dadurch einen angenehmen Geschmack. Auch in Kärnten findet das gleiche Verfahren im Dienste der Bierbrauerei im kleinen Anwendung. Die Dorfwirte in der Umgebung von Klagenfurt erzeugen nämlich ihr Bier selbst, und zwar aus Hafermalz, indem sie die Würze in hölzernen Kufen durch hineingeworfene erhitzte Steine auf den gewünschten Wärmegrad bringen. Das eigentümliche Erzeugnis dieser Kleinbrauerei wird deshalb als Stänbier (Steinbier) bezeichnet; dem fremden Gaumen wenig zusagend, wird es von Einheimischen wegen seiner unschädlichen Eigenschaften dem Kesseltiere vorgezogen. In Böhmen pflegen auch die Gastwirte ihren Gästen allzufaltes Bier durch einen hineingehaltenen glühenden Stein rasch bis auf die nötige Temperatur zu erwärmen, ohne daß allzuviel Kohlenäure verloren geht. Einen letzten Ausläufer der alten Steinkocherei darf man vielleicht noch in dem gleichfalls in Böhmen, in der Gegend von Freiheit, herrschenden Gebrauche erblicken, wonach man, um Licht oder Rheuma durch Schwibbäder zu vertreiben, das nur mäßig vorgewärmte Wasser der Badewanne, in welcher der Kranke auf einem Schemel sitzend Platz genommen hat, durch erhitzte Kieselsteine auf eine höhere Temperatur zu bringen pflegt. Die Anwendung der erhitzten Steine erweist sich in diesem Falle zweckmäßiger, als das Nachfüllen von heißem Wasser, weil jene ihre Wärme nur allmählich abgeben und so das Bad längere Zeit auf gleicher Temperatur halten.

Können wir nach dem Vorausgesagten uns beiläufig einen Begriff von den Methoden des urzeitlichen Kochens machen, so fehlen uns doch über die Kochkunst jener Tage so gut wie alle Anhaltspunkte. Verbrannte Getreidekörner legen davon Zeugnis ab, daß die Pfahlbauer auch Vegetabilien genossen, und manches spricht dafür, daß das Pflanzenreich ebenso früh wie das Tierreich die menschliche Nahrung beistellte. Zunächst war der Mensch wohl ein wilder Jäger, aber bald lernte er auch die Beeren und Früchte des Waldes genießen. Es wird uns aber nicht gesagt, ob er diese vegetabilische Nahrung roh oder gekocht zu sich nahm.

Erst mit dem Fleisessen indes beginnt die eigentliche Kochkunst, welche nur bei sehr oberflächlicher Betrachtung als ein unwichtiges Moment der Kulturgeschichte erscheinen mag. Der Jäger der Urzeit wandelte sich allmählich, je nach den Bedingungen des Bodens, in den Ackerbauer oder in den Viehzüchter, den Nomaden um, womit zwei häufig nebeneinander, nicht notwendig aufeinander folgende Gestaltungsstufen bezeichnet sind; die einen bildeten mehr die Pflanzen-, die anderen mehr die Fleischkost als Grundstock ihrer Nahrung heran. Wiederholt sind aber frühere Pflanzenesser Fleisesser geworden, und ein solcher Uebergang bezeichnet einen entschiedenen Fortschritt der Menschheit in mehr denn einer Richtung, läßt sich doch, beiläufig bemerkt, nicht ohne allen Erfolg der Nachweis versuchen, daß alle Völker, deren Hauptnahrungsmittel vorwiegend Stärkemehl enthält, die also Pflanzenesser sind, durch eine Reihe sich wechselseitig bedingender Naturgesetze dazu kommen müssen, die Sklaverei als gesellschaftlichen Grundzug zur Herrschaft gelangen zu lassen. Mit dem Fleischnusse hebt aber eine andere Phase der Existenz an: Luft, Kraft und Mut erwachen, eine heitere Morgenröthe beleuchtet die Fluren, die Helben des Mythos essen Ochsen- und Lammbraten. Bei Homer ist stets nur von gebratenem, niemals von gekochtem Fleische die Rede. Wir dürfen also nicht daran zweifeln, daß das Braten älter ist als das Kochen oder Sieden. Solches ließ uns auch schon die

Schilderung der zwei ältesten Kochmethoden vermuten. Das Braten eines Stückes Wild am Spieße über hellem Feuer stellt sich entschieden als etwas weit Einfacheres dar denn die Steinkocherei. Es ist nun Geschmacksfrage, ob man Gebratenes oder Gefottenes als das Geschmackvollere vorzieht und demnach etwa das Bessere, Zweckmäßigere vor dem Schlechteren, Verfehlten finden will, gewiß ist doch, daß das Sieden und Kochen einen weiteren Fortschritt bekundet, an welchen sich im weiteren Verfolge der Zeiten alle Verfeinerung der Kochkunst knüpft. Bezeichnend genug sprechen wir auch von einer Kochkunst, nicht von einer Bratkunst. So sehr jedermann einen feinen Braten zu schätzen wissen wird, so darf man sich doch nicht verhehlen, daß, wäre die Kochkunst beim Braten stehen geblieben, sie ebenso tief unter ihrem dermaligen Niveau stände, als die vegetabilische Küche unter der Fleischküche stand. Braten in der bezeichneten Weise ist das WC der Künste und den rohsten Stämmen, sofern sie Fleisshesser sind, eigen.

Die Vorgänge dieser primitiven Kochkunst hatte ich bei den vor mehreren Jahren in Deutschland anwesenden Pecheräh (Feuerländern) wiederholt Gelegenheit zu beobachten. Einmal erhielt der „Kapitän“ genannte Pecheräh einen frischgeschossenen Raben. Mit der ihm eigenen Bedächtigkeit begann er den Vogel zu rupfen; dann erhielt ihn seine Frau zur weiteren Versorgung. Zuerst warf sie den Raben auf die Glut, um den Flaum zu verjagen. Als dies geschehen, warf sie ihn mit einem Stode aus dem Feuer, um ihn auszunehmen. Die Eingeweide warf sie ins Feuer, und neben den brennenden Gebärmern briet der Vogel, der nach wenigen Augenblicken als gar vom Feuer genommen wurde. In ähnlicher Weise sah ich Pferdefleisch behandeln. Stücke desselben wurden einfach in die offene Glut geworfen, nicht einmal an einem Spieße darüber gehalten, sondern bloß mittelst eines Stabes umgedreht, damit auch die andere Seite zum Kösten gelange; nach wenigen Augenblicken aber ward das kaum halb angebratene Stück aus dem Feuer gezogen und so verzehret. Es ist zu bezweifeln, ob ein europäischer Gaumen an solchem „Braten“ Geschmack gefunden hätte — ein Braten war's aber immerhin.

Weit entfernt, dem Braten sein altes Recht zu verkümmern, muß doch auf die Nermlichkeit der Küche hingewiesen werden, welche auf solchen sich beschränkt sieht, wie dies bei rohen Völkern der Fall ist.

Glücklicherweise ist dies selten, und schon aus der sagenhaften Zeit vernehmen wir von künstlerischen Gebilden und mannigfachen Zuthaten und Würzen. So begegnet man beispielsweise schon in den homerischen Gesängen, welche sonder Zweifel vorgeschichtliche, vom Schleier der Sage umflossene Zeiten und Zustände schildern, einem besonderen Gerichte, nämlich Geismagen mit Fett und Blut gefüllt und auf glühenden Kohlen gebraten. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man darin ein Prototyp oder wenigstens einen Vorläufer der viel später entstandenen Sippen des Gattungsbegriffes: „Wurst“ erkennt. Würzen und Zuthaten — ich rede nicht von Getränken — müßte man freilich stets außerhalb des Tierreiches suchen. Nur der Honig und der Käse entstammen dem letzteren, und dieser zeigt sich schon frühzeitig in der Geschichte der Kochkunst, vornehmlich als Ziegenkäse. Von Pflanzenstoffen kommen zunächst Brot und Mehl vor; daneben erscheinen Zwiebeln, welche zum Trunke einladen. So war's in der mythischen Vorzeit der Hellenen, von welchen die Gesittung der übrigen Nationen unseres Erdteiles abgeleitet wird. Bei anderen Völkern treten natürlich je nach Klima und Fruchtbarkeit des Bodens andere Erzeugnisse in die nationale Küche ein.

### Neue Erfindungen für Klaviere.

Nachdruck verboten.

Für das Klavierpiel sind in den letzten Jahren zwei bemerkenswerte Erfindungen gemacht worden, welche kurz zu besprechen um so mehr Anlaß vorliegt, als mit der Einführung derselben in die Praxis bereits begonnen ist. Es handelt sich um die Zankó-Klaviatur und das Dr. Eisenmannsche elektrophonische Klavier — beides Erfindungen, welche sich an jedem beliebigen Klavier oder Flügel anbringen lassen, ohne in den bisherigen Zustand des Instrumentes störend einzugreifen.

der vierten und sechsten Reihe. Kurz, für jeden Ton sind drei Anschlagsbäcker, welche auf einem gemeinsamen Hebel ruhen und in gewissen Abständen wie Stufen übereinander liegen, vorgesehen. Hält man nun fest, daß der Erfinder zwei Reihen von Tönen übereinander gelegt hat, so läßt sich auch einsehen, aus welchem Grunde sechs Reihen von Anschlagsbäcker gleich einer sechsstufigen Treppe vorhanden sind. Es dürfte einleuchten, daß diese Anordnung viele Schwierigkeiten, welche sich dem Spielen auf der bisher üblichen Klaviatur entgegenstellen, überwinden läßt.

Die zweite Erfindung, das Elektrophon des Rechtsanwalts Dr. R. Eisenmann in Berlin, besteht im wesentlichen in der

Erhebung des Hammerwerkes, vermittelt dessen die Saiten eines Klaviers zum Tönen gebracht werden, durch die elektrische Kraft. Ueber den Saiten des Instruments, beispielsweise eines Flügels, sind an einer Metallleiste kleine Elektromagnete in Entfernung von zwei bis drei Millimeter angebracht. An einer Holzleiste über den Dämpfern befinden sich Kontaktstifte. Durch ein besonderes Pedal wird nun in diejenigen Elektromagnete ein elektrischer Strom geleitet, deren entsprechende Tasten niedergedrückt werden; es ziehen in diesem Falle die Elektromagnete die Saiten an. Damit aber die Saiten in dauernde Schwingungen versetzt werden, müssen sie abwechselnd angezogen und losgelassen werden, und zwar entsprechend ihren Eigenschwingungen, deren Zahl sich beispielsweise beim dreigestrichenen A auf 1760 beläuft. Wird das dreigestrichene A zum Tönen gebracht, so muß also der elektrische Strom in seiner Anziehung auf die dreigestrichene A-Seite 1760-mal unterbrochen werden. Diese Unterbrechungen werden bewirkt durch Mikrophone, welche auf einem besonderen Brettchen befestigt sind.

Die in solcher Weise erzeugten Töne unterscheiden sich wesentlich von denjenigen der durch Hammeranschlag erzeugten Töne des Klaviers: in den höheren Lagen besitzen sie Verwandtschaft mit jenen einer Aeolsharfe und in den mittleren und tiefen Lagen mit jenen eines Harmoniums. Während nun beim gewöhnlichen Klavier, beim Pianoforte und Flügel, wie überhaupt bei allen Instrumenten, auf welchen der Klang durch Anschlag hervorgebracht wird, ein Ton nicht zum Anschwellen gebracht und nicht beliebig lang in gewünschter Stärke gehalten werden kann, ist das bei dem neuen Instrument möglich. Um ein Beispiel anzuführen, es verursacht gar keine Schwierigkeiten mehr, im Schlußsate von Robert Schumanns Pappillons (op. 2) das tiefe D sechsundzwanzig Takte zu halten. Die Fähigkeit, den Ton anschwellen und beliebig lange fortdauern zu lassen, ist also dem neuen Instrument in derselben Weise eigentümlich, wie solchen Instrumenten, bei denen, gleich dem Chladnischen Klavichord und dem

Franklinischen Glasharmonium, der Ton durch Reibung erzeugt wird.

Ist das Dr. Eisenmannsche Elektrophon an irgend einem Klavier angebracht, so läßt sich in dreifacher Weise spielen: man läßt die elektrische Einrichtung ganz unbemüht und hat ein gewöhnliches Klavier, oder man benützt die elektrische Einrichtung allein und spielt das Instrument nach Art eines Harmoniums, oder man verbindet das normale Hammerklavierpiel nach Wunsch mit den Tönen des elektrischen Apparates. Letztere Verbindung giebt ein gemischtes Spiel von hübscher Wirkung.

Es mag hervorgehoben werden, daß die regierende Kaiserin und die Kaiserin Friedrich den elektrophonischen Apparat bereits ihren Flügeln hinzugesetzt haben. Die notwendige Elektrizitätsquelle wird jedem Apparat in genügender und dauernder Stärke beigelegt. So handelt es sich denn um zwei Erfindungen von hoher Wichtigkeit. Man ersieht aus ihnen, daß auch auf dem Gebiete der Tastaturinstrumente kein Stillstand stattfindet, sondern einem kräftigen Fortschritt gehuldigt wird.

G. B.



Die blinde Kirchgängerin. Gemälde von T. Aron.

Die Zankó-Klaviatur ist vornehmlich darauf berechnet, daß die Hand eine größere Fülle von Tönen bequem greifen kann und die Spannung weitgriffiger Akkorde, sowie die Fingersetzung erleichtert wird. Der Erfinder, Herr von Zankó in Budapest, hat demgemäß anstelle der bisher üblichen Gruppierung zwei übereinanderliegende Reihen von Ganztönen in der Klaviatur gebildet, nämlich die untere Reihe mit C, D, E, Fis, Gis, Ais, und die obere Reihe mit Cis, Dis, F, G, A, H. Ganz dieselben beiden Reihen von Ganztönen werden aber noch ein zweites und ein drittes Mal in treppentartigem Aufstiege wiederholt, sodaß im ganzen sechs übereinanderliegende Reihen von Anschlagsbäcker vorhanden sind, von denen die erste mit der dritten und fünften, die zweite mit der vierten und sechsten übereinstimmt. Drückt man also in der ersten Reihe ein Anschlagsbäcker nieder, so senkt sich gleichzeitig auch das entsprechende in der dritten und fünften Reihe, denn sämtliche drei sind für denselben Ton identisch. Ganz so verhält es sich bei dem Niederdrücken eines Bäcker der zweiten Reihe — es senkt sich gleichzeitig das entsprechende Bäcker

### Die Lofoten.

(Hierzu zwei Illustrationen.)

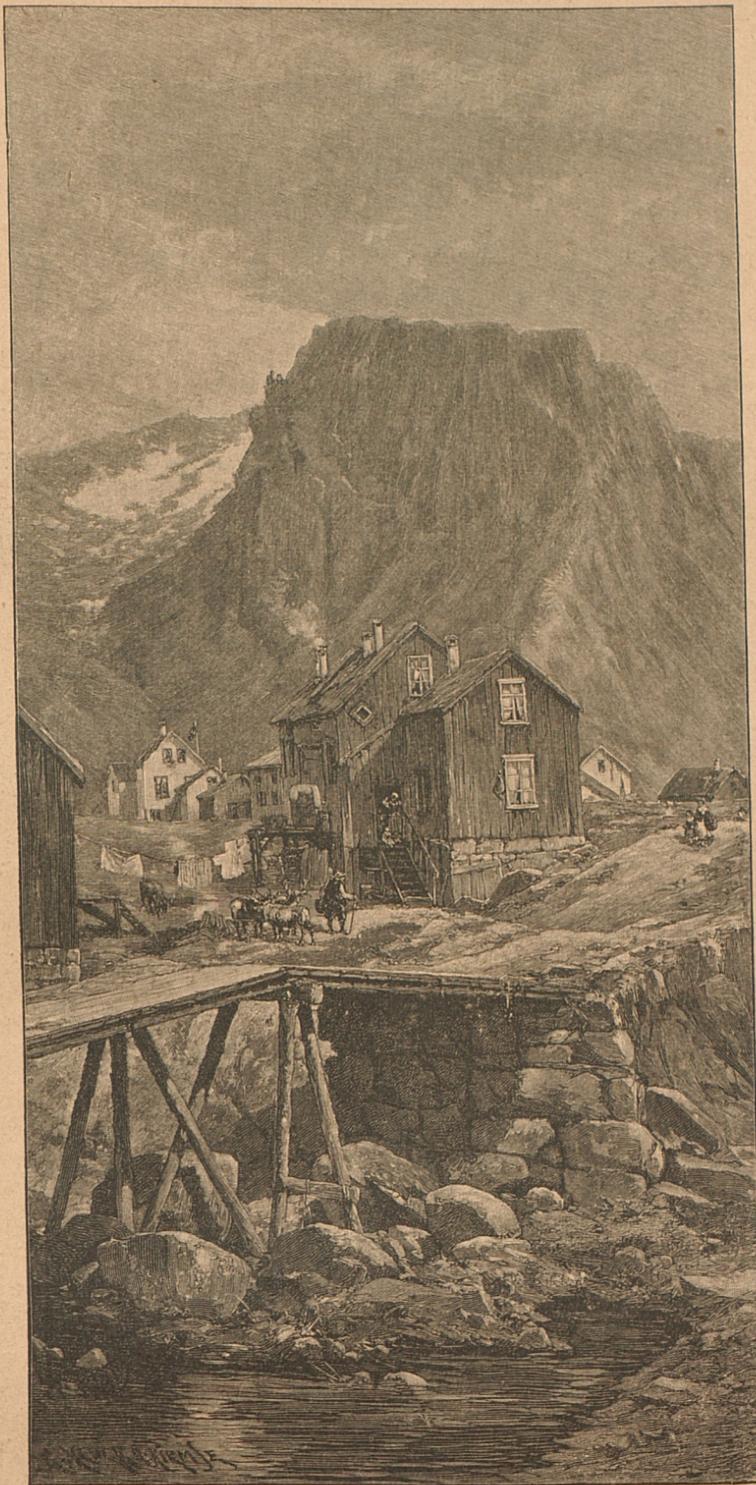
Nachdruck verboten.

Von Jahr zu Jahr hat der Verkehr nach Norwegen, dem Lande der Gletscher und Fjorde, in steigendem Maße zugenommen, besonders nach den Provinzen Nordland und Finnmarken, sowie der davorgelegenen Inselwelt der Lofoten. Bilden bei Fischern und Kaufleuten die Schätze der See den Anziehungspunkt, so ist es bei den Touristen und Künstlern das Gefühl für die erhabene Schönheit der Natur, das sie in diese entlegenen Gegenden führt. Nach ihren verschiedenen Zwecken regelt sich auch die Reisezeit. Fischer und Händler kommen zugleich mit den Gerungen, den Walfischen und jenen Scharen von Dorfschiffen an, die Ende Januar von den äußeren Meeresbänken in den Vestfjord eindringen, um hier an geschützter Stelle zu laichen. Die Touristen dagegen treffen erst im Hochsommer ein, weil sie die Pracht der nordischen Landschaft im Glanze der Mitternachts-sonne schauen wollen. Für beide Teile bieten die Lofoten das höchste Interesse.

Nachdem wir in Drontheim das Dampfschiff bestiegen und einige Tage später bei den Inseln Tränen und Lowunden den nördlichen Polarkreis passiert haben, steigen vor unseren Augen die Küsten der Lofoteninseln auf, die gleich gestürzten Festungsmauern bestimmt erscheinen, den Anprall des Eismeeress aufzufangen und hierdurch das dahinter liegende Festland zu schützen. Der Lofoten-Archipel besteht aus einem halben Dutzend größerer und kleinerer Inseln und liegt zwischen 67° und 69° nördlicher Breite, etwa sechzehn Stunden vom Festland entfernt. Ost- und Westvaagö zeichnen sich durch beträchtlichen Umfang vor den anderen aus. Moskenäsö wird von Värö durch den Malstrom getrennt, aus dessen Mitte die zuckerhutförmige Klippe Mosken emporspringt. Hier und eine halbe Meile südlich davon ragt einsam und wogenumrauscht aus endlosem Ozean das Eiland Röst empör.

Sämtliche Inseln sind überaus felsig. Ihre schmalen Ufer fallen schroff gegen das Meer ab. Mächtige, schneebedeckte Berggruppen steigen im Innern empor; Gylbtind und Reinebring auf Moskenäsö, die 1200 m hohen Himmelstürme auf Westvaagö, endlich Baagefallen und Guratind auf Ostvaagö sind am bedeutendsten. Die von der Ferne unersteiglich scheinenden Regel werden untereinander durch zackige Kämme verbunden. Da die Sunde, welche die Inseln voneinander scheiden, sehr schmal sind, erscheinen die Lofoten, diese „tiefblaue Mauer mit tausend Türmen“, wie sie Björnsterne Björnson so schön nennt, von fern als eine zusammenhängende Bergkette. Einzelne Partien erinnern an die Schweizer Alpen. Namentlich haben die Spitzen von Vaagö Ähnlichkeit mit jenen des Hochgebirges bei Chamounix.

Besonders erhaben präsentieren sich die Lofoten am Morgen, wenn die Nebel langsam verschwinden und das junge Licht von den feuchtglatten Granitwänden rosig zurückstrahlt, oder am Abend, wenn die scheidende Sonne die schneebedeckten Häupter mit einem letzten Feuerlufte berührt und Wasser und Land in glühenden Purpur taucht. Wunderbar schön ist auch ihr Anblick bei dem wechselvollen Glanze der Mitternachts-sonne; besonders großartig in klaren Winternächten, wenn vom Pol herab das Nordlicht seine Feuerfarben ausstrahlt und diese sich an Firnen und



Die Steinbildung Faust und Gretchen bei Svolvär. Originalzeichnung von A. Chelius.

Gletschern, welche den Vestfjord u geben, funkelnd wiederpiegeln.

Die Lofoten bedecken eine Fläche von 5000 □ km und werden von etwa 27 000 Menschen bewohnt. Die Bevölkerungszahl wechselt mit den Jahreszeiten und ist im Winter am höchsten. Der Ackerbau liefert nur Gerste, Hafer und Kartoffeln. Auch die Obstkultur ist unbedeutend. Sie erzeugt nur Beerenfrüchte. Bäume fehlen fast ganz. In den Thälern und am Fuß der Berge kommen vereinzelt Birken vor, die bisweilen auch in kleineren Gruppen beisammen stehen. Die vielen Bäche, welche aus der Höhe herniederströmen und in ihrem Lauf eine Menge Wasserfälle bilden, haben einen üppigen Graswuchs zur Folge.

Den Haupterwerbsszweig der Inselbewohner bildet die Hochseefischerei, vor allem der Dorschfang im Februar. Man verwendet hierbei Angelschnüre und Netze. In guten Jahren beträgt die Beute mehr als 30 Millionen Stück, die einen Wert von beiläufig 9 Millionen Kronen repräsentieren. Die Fische werden teils gedörrt, teils eingesalzen; aus den Lebern gewinnt man Thran. Auch die Jagd auf Wale und Seehunde wird eifrig betrieben.

Die Häuser der Lofoten-Bewohner sind durchweg aus Holz gefertigt und mit jener grellroten Farbe bemalt, welche in Skandinavien so beliebt ist. Meist liegt ein kleines Gärtchen daneben. Wo tief einschneidende Buchten natürliche Häfen bilden, treten dann mehrere solcher Hütten zu einem Fischerdorf (Vär) zusammen. Ringsumher stehen schlanke Gerüste (Hjelber) zum Trocknen der Dorsche und geräumige Magazine zur Aufstapelung versandreifer Waren. Auf hohem Pfahlwerk am Ufer erheben sich Schutzdächer für Schiffe und Barken. Solcher „Väre“ zählt man einige fünfzig. Die größten und wichtigsten sind Kabelebaag, Henningsvår, Reine und Svolvår, der beliebteste Aufenthaltsort, am Fuße des Guratind. Die beiden, 1300 und 1900 Fuß hohen Spitzen dieses Berges verbindet ein Foch, das herrliche Aussicht nach dem Festlande bietet, von wo schneeumhüllte Berggruppen und endlos sich hinziehende Gletscher herüberwinken.

Touristen, welche die eleganten Dampfer norwegischer Gesellschaften zur Fahrt nach dem Nordkap benutzen, passieren die Lofoten in ihrer ganzen Ausdehnung von Süd nach Nord. Es ist ihnen um so leichter möglich, einen Totaleindruck zu gewinnen, weil an mehreren Stationen angelegt wird. Wer aber die großartige Natur dieser Inselwelt im einzelnen kennen oder die Bergspitzen besteigen will, muß den Lokaldampfer wählen, der die Verbindung zwischen Svolvår auf Ostvaagö und der Insel Röst unterhält und zur Hin- und Zurückfahrt 1 1/2 Tage benötigt. Gasthäuser in unserem Sinne giebt es in Svolvår, wie überhaupt im Norden, nicht. Ein sogenannter „Landhändler“ — Herr Valeur — sorgt für Unterkunft und Verpflegung in seiner niedlichen Behausung, und da er selbst ein gebildeter, sprachkundiger Mann ist, wird dem Wanderer leicht die Fremde zur Heimat.

Svolvår ist rundum von hoch aufsteigenden, schneebedeckten Bergen umgeben, und an einem steilen Abhang gewahrt das spärende Auge eine merkwürdige Steinbildung, die zwei menschliche Figuren zeigt, vom Volksmund „Faust und Gretchen“ genannt. Diese Scenerie hat der Maler Chelius zu dem Vorwurf eines größeren Delgemäldes benutzt, welches sich durch naturwahre Wiedergabe und poetische Auffassung auszeichnet und dessen Reproduktion im Holzschnitt wir heute unseren Lesern vorführen.

Dr. P. W.



Svolvår in den Lofoten. Originalzeichnung von A. Chelius.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl Kunstverlag, A.-G., München.

## Thusneldens Brauttschaft.

Aus dem modernen Leben von R. Eichfeld.

(Schluß von S. 292.)

Nachdruck verboten.

### IX.

Dem alten Fürsten schien nunmehr der Zeitpunkt gekommen, wo er seine passive Rolle mit einer aktiven vertauschen konnte. Er hatte gesehen, wie sein Sohn sich täglich in neue Vergnügungen stürzte, die ihn seiner Braut entfremdeten, wie ihr Einfluß auf ihn stetig abnahm, und wollte nun durch energisches Handeln den Ränken der Baronin, die er vorausah, zuvorkommen. Doch der Sohn sollte nur den zärtlichen Vater kennen lernen, von ihm durfte kein Hindernis kommen, das imstande gewesen wäre, den Verdacht zu wecken, als sei ihm diese Heirat, zu der er ohne Rücksicht seine Einwilligung gegeben hatte, dennoch nicht genehm. Im Gegenteil, er basierte seine Forderung an den Sohn auf eben diese Heirat und erklärte ihm in einer längeren Unterredung, wie sehr es für ihn notwendig sei, sich aus dem Strudel der Zerstreutungen, in denen er lebe, herauszureißen, sich auf längere Reisen in fremden Ländern Kenntnisse anzueignen, um dann als gereifter Mann zurückzukehren und seiner angebotenen Braut ein würdigerer Gatte zu sein, als dies jetzt der Fall wäre.

Der leichtsinnige junge Mann hörte die gütige Mahnrede sehr geduldig an. Er glaubte, seinem Vater dankbar sein zu müssen, und sah auch in jenen Vorschlägen das ersehnte Mittel, aus den ihn bedrückenden Verhältnissen herauszukommen. Was später werden sollte, darüber dachte er nicht nach. Für den Augenblick trieb es ihn fort.

Er war somit leichter überzeugt, als sein Vater gehofft hatte, versprach noch am gleichen Tage, der Baronin die väterlichen Wünsche darzulegen, und schrieb ihr auch sofort einige Zeilen, in welchen er die Damen bat, auf den für den Abend projektierten gemeinschaftlichen Theaterbesuch zu verzichten und außer ihm niemanden empfangen zu wollen, da er ihnen im Auftrage seines Vaters eine Mitteilung zu machen habe.

Thusnelde hatte die Nachricht, daß sie endlich wieder einen Abend allein mit dem Bräutigam zubringen sollte, mit Freuden empfangen. Ihre Natur sträubte sich gegen diese fortwährenden Vergnügungen. Die Hohlheit nicht endenwollender gesellschaftlicher Zusammenkünfte ward ihr mit jedem Tage klarer. Sie hätte so gern noch manches Gute und Schöne gelernt und hoffte nun, in einem ernstem Gespräch mit Mutter und Verlobtem ihre Wünsche auszusprechen zu können und sie unterstützt von letzterem durchzusetzen. Ein unbestimmtes Gefühl sagte ihr auch, daß ihr Verhältnis dem Bräutigam gegenüber nicht ganz so sei, wie es wohl sein sollte, und auch diesen Punkt hoffte sie zu klären. Zwar wußte sie nicht wie; doch war es ihr, als stände etwas bevor, was alle Zweifel beseitigen und sie glücklicher machen sollte, als sie es bisher war.

Punkt acht Uhr erschien der Erwartete; aber gleich bei seinem Eintritt bemerkte Thusnelde mit Befremden, statt der gehofften größeren Unbefangtheit, etwas wie Mißbehagen im Auftreten des Fürsten. Kaum hatte er sich niedergelassen, als er sich sofort an Frau von Grüning wandte: „Die Mitteilung, die ich Ihnen, liebe Baronin, zu machen habe, ist für mich peinlich; obgleich nur das Interesse an unserem künftigen Glück meinen Vater bestimmte —“

Hier stockte er, und die Baronin fühlte, wie ihr Blut aus den Wangen wich; aber noch verriet kein Zug ihres Gesichts die innere Unruhe. „Sie machen mich neugierig lieber Fürst!“ erwiderte sie lächelnd, indem sie nachlässig mit dem Fächer spielte. „So schrecklich wird es doch wohl nicht sein?“

„Mein Vater wünscht und wohl mit Recht, daß ich für längere Zeit dem Leben der großen Welt entsagen und mich auf Reisen begeben soll. Diese vorübergehende Trennung soll meine Ausbildung zum Zweck haben; aber der Gedanke, meine teure Thusnelde vielleicht auf Jahre zu missen, schmerzt mich.“

„Auf Jahre?“ fragte Frau von Grüning erstaunt.

„Mein Vater wünscht, daß ich mich der Expedition anschließe, die vom kaiserlichen Prinzen von N. veranstaltet wird und die voraussichtlich eine Dauer von zwei Jahren haben wird.“

„Und was sagst du zu dieser unerwarteten Nachricht, Thusnelde? Du bist doch wohl die Hauptbeteiligte.“

„Ich, liebe Mama,“ rief Thusnelde, indem sie leicht errötete und ihre Augen glänzten, „ich finde es schön und groß, die weite Gotteswelt zu durchwandern, ferne Länder kennen zu lernen und Kenntnisse zu sammeln. Ach, wer doch mit könnte!“

„In der That, Fürst, ich fände es passender, wenn sie solche Reisen erst nach Ihrer Verheiratung antreten würden und zwar in Gemeinschaft Thusneldens. Sie sind ja im Besitze einer prachtvollen eigenen Yacht! Und wer weiß,“ fügte sie neckisch hinzu, „ob Ihre kleine Braut dann nicht noch eine zweite Lady Brassey wird und die Welt mit Reisebeschreibungen überrascht!“

„O, es wäre herrlich, zu reisen — zusammenzureisen! Nicht wahr, lieber Kurt?“ rief Thusnelde aus, die der Gedanke begeisterte.

„Gewiß wünschte auch ich, daß dies möglich wäre,“ erwiderte der Fürst verlegen.

„Und warum ist es nicht möglich?“ fragte die Baronin aufbrausend.

„Mein Vater wird besser imstande sein, Ihnen seine Gründe darzulegen, Gründe, die, ich wiederhole es, ausschließlich unser künftiges Glück bezwecken sollen. — Dürfte

ich Sie bitten, diese Angelegenheit mit ihm zu besprechen?“

Damit brach er das Gespräch ab, und die Baronin hielt trotz ihrer Erregung die Vorwürfe zurück, mit denen sie ihn gern überhäuft hätte. Sie nahm nur noch einen zerstreuten Anteil an der weiteren Konversation, die übrigen nicht mehr recht in Gang kommen wollte. In ihrem Innern kochte es, und alle ihre Selbstbeherrschung war nötig, um ihren scheinbaren Gleichmut zu bewahren.

Thusnelde, zwar vollständig bereit, im beiderseitigen Interesse ihre Brauttschaft noch auf Jahre auszudehnen, war tief verletzt durch die Art, mit der die Einwendungen ihrer Mutter abgewiesen wurden, während der junge Mann, das Zweideutige seiner Handlungsweise fühlend, dennoch nicht imstande war, anders aufzutreten.

Als er endlich Abschied genommen hatte, ohne daß die bevorstehende Trennung wieder erwähnt worden wäre, atmete jede der drei Personen erleichtert auf. Doch Frau von Grüning, die so lange allein gekämpft hatte, war zu aufgereggt, um ihrer Tochter gegenüber jetzt noch länger zu schweigen. Und so erging sie sich denn in schweren, rückhaltslosen Vorwürfen gegen den Fürsten und dessen Eltern; ja es schlüpfen ihr Bemerkungen und Reflexionen, die sie in einem ruhigeren Augenblicke nimmermehr ausgesprochen hätte.

Sprachlos hörte die arme Thusnelde ihr zu. Statt in den Worten der Mutter Trost zu finden, gewahrte sie mit Schrecken, wie ihr der Reihe nach alle ihre freundlichen Illusionen geraubt wurden. Sollte sie den, dem sie ihr junges Herz geschenkt hatte, verachten? Konnte sie je in eine Familie eintreten, die ihre Heirat zu hintertreiben suchte? O, es war hart, sehr hart, mit so rauher Hand aus ihrem Wahne gerissen zu werden! Alle diese Enthüllungen kamen zu plötzlich. Sie stand, keiner Antwort fähig, wie vor einem Abgrund und schauderte. Ihr Kopf schmerzte, und ihre Gedanken schwirrten wirr durcheinander.

Erst jetzt gewahrte die Mutter, welches Unheil ihre Worte angerichtet hatten. Nur zu spät bereute sie ihre Schwachheit. Thusnelde ward fiebernd zu Bette gebracht. Frau von Grüning wachte selbst die Nacht über bei ihr. Sie war zu besorgt um ihr Kind und zu aufgereggt, um ein Bedürfnis nach Ruhe zu fühlen.

Als gegen Morgen der fieberartige Zustand nachgelassen hatte und Thusnelde endlich in Schlaf versiel, dachte auch die Mutter mit mehr Ruhe über die neugeschaffene Lage nach und überließ sich allerlei trüben Gedanken. Es blieb ihr nichts übrig, als die Situation zu acceptieren und gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Wenn sie sich nur nicht hätte hinreißen lassen, alles so offen darzulegen! Sie bereute ihre Unvorsichtigkeit bitterlich.

### X.

Am nächsten Vormittag, als der Arzt wieder erschien, war die junge Kranke fast fieberfrei, nur noch schwach und angegriffen. Er verordnete einige Tage vollständiger Ruhe und versicherte die ängstliche Mutter, daß der ganze Anfall wohl nur auf die zu vergnügungsreiche Saison zurückzuführen sei. Frau von Grüning kannte zwar den wirklichen Grund besser, aber sie beruhigte sich bei dem Gedanken, daß eine vorübergehende Erschütterung der Nerven keine schlimmen Folgen nach sich ziehen werde.

Glücklicherweise erschien an diesem Tage kein Glied der Familie Libanon zum Besuch. Nach den Eröffnungen vom vergangenen Abend wäre es der Baronin schrecklich gewesen, ihre Tochter krank melden zu müssen. Ihre Feinde sollten wenigstens hierin nicht triumphieren dürfen; heitere, freudige Gesichter wollte sie ihnen zeigen. Es ward nur, wie dies natürlich oft der Fall war, ein prachtvolles Bouquet vom jungen Fürsten geschickt, der dann gewöhnlich an solchen Tagen nicht erschien und durch die Blumenspende seiner Pflicht genügt zu haben glaubte. Als man Thusnelde den kunstvoll geordneten Strauß brachte, bat sie, man möge ihn entfernen, der Duft greife sie an.

Schon am folgenden Tage konnte sie wieder aufstehen, und der ganze Anfall wurde, dem Wunsche der Mutter gemäß, ignoriert. Aber Thusnelde schien verändert, sie war ernster, stiller geworden. Sie wollte die Mutter nicht kränken und that sich vor anderen Gewalt an, um heiter zu scheinen; versiel aber, sobald sie wieder mit dieser allein war, in ihre vorige ernste Stimmung.

„Thusnelde, mein Liebling, du bist so still geworden; gar nicht, wie es einer Braut geziemt,“ sagte die Baronin zu ihrem blaffen Töchterchen.

„Ich bin ja auch keine Braut mehr. Nie kann ich Kurt heiraten!“

„Aber Thusnelde, wie du sprichst! Das wird sich ja alles noch arrangieren.“

„Nein, das wird es nicht. Und wenn auch! Wer wollte ein gebrochenes Herz heilen?“

„Aber mein Kind, sei doch vernünftig! Das ist einmal der Welt Lauf. Deshalb dürfen wir uns aber nicht entmutigen lassen, nicht gleich von gebrochenen Herzen sprechen, sondern müssen unverzagt weiter kämpfen, immer unserm Ziele entgegen.“

„Welchem Ziele? Mein Ziel war Kurts Liebe! Aber jetzt liebt er mich nicht mehr, und ich kann ihn nicht mehr lieben.“

„Ach, Kind, die Liebe! Wie viele Neigungsheiraten werden in unseren Kreisen denn geschlossen? Die Liebe ist ein Luxus, den wir uns nicht immer erlauben können.“

„Nein, Mutter, ohne Liebe würden wir nicht glücklich werden, selbst wenn ich meinen Eltern so willkommen wäre, wie ich es ja nicht bin! Ach, ich fühle es besser, als ich es aussprechen kann!“

Frau von Grüning hatte wohl gewußt, daß der leichtfertige junge Mann ihre Tochter in der Ferne vollends vergessen und es seinen Eltern ein leichtes sein werde, früher oder später die Lösung des Verhältnisses herbeizuführen; aber sie hatte in ihrer völligen Niedergeschlagenheit bis jetzt keinen andern Entschluß gefaßt, als den, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Denn einstweilen war ihre Tochter immer noch die offizielle Braut des Fürsten, und vielleicht konnte am Ende doch noch irgendein unvorhergesehenes Ereignis eintreten und die Lage zu ihren Gunsten ändern. Erst das Gespräch mit ihrer Tochter brachte sie plötzlich auf andere Gedanken: nein, es war alles verloren! Es wäre Feigheit, sich dieser Thatsache zu verschließen, und wenn es denn doch zum Bruch kommen mußte, so wollte sie sich wenigstens die Genugthuung verschaffen, ihn selbst herbeigeführt zu haben.

Noch einen letzten Zug wollte sie wagen: Thusnelde sollte selbst dem Fürsten sein Wort zurückgeben, sollte noch einmal eine Unterredung allein mit ihm haben! Wie der Ertrinkende an den Strohalm, so klammerte sie sich an die schwache Hoffnung, die ganz veränderte Situation werde ihren Eindruck auf den wankelmütigen jungen Mann nicht verfehlen. Wenn nur der Fürst erst wieder gewonnen wäre! Die thörichten Gedanken Thusneldens wollte sie dieser dann schon ausreden.

### XI.

Wieder saß Thusnelde im Boudoir, wie damals als der erste Besuch des Fürsten erwartet wurde. Es war derselbe trauliche Raum wie vordem. Nur weniges schien seither darin verändert; aber welche Wandlung war im Herzen Thusneldens vorgegangen! Das heitere, unbefangene, kindliche Mädchen hatte sich zur Jungfrau entwickelt; aber zu plötzlich, zu rasch sah sie ihre süßesten Illusionen zerstört, als daß deren Verlust nicht einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf ihr empfängliches Gemüt gemacht hätte. Ihre fröhliche Heiterkeit war dahin. Sie hatte mit dem Vertrauen auf den Bräutigam das Vertrauen auf die Menschen verloren.

Als der Fürst zu ihr eintrat, gefaßt auf eine, wie er glaubte, sentimentale Abschiedsszene mit leidenschaftlichen Ausbrüchen und Vorwürfen, und statt dessen einer kalten, fast hoheitsvollen Ruhe begegnete, als Thusnelde ihm dann gar mit nur leise erzitternder Stimme die Auflösung ihrer Verbindung anzeigte, da ging auch in seinem wetterwendischen Innern ein Wechsel vor sich. Mächtig loderten aus der verglommenen Asche seiner Liebe die alten Flammen wieder empor, und wenn Thusnelde es nicht verschmäht hätte, diesen Vorteil auszunutzen, noch hätte sie Fürstin werden können.

Dieses veränderte Wesen, diese blaffen Wangen, diese dunkel umflorten Augen, wie tief ergriffen sie ihn! Aber er sollte erfahren, daß die Macht eines leidenschaftlich auflodernenden Gefühls nichts vermag gegen den festen Willen eines tief verletzten Frauenherzens. Der Zauber seiner Persönlichkeit war machtlos geworden, und was er auch sagte und vorschlug, wie sehr er auch flehte: diese Unterredung sollte die letzte sein — ihre Verlobung war und blieb gelöst.

Die Baronin hat nie erfahren, wie nahe sie daran war, ihr Spiel zu gewinnen. Thusnelde blieb sehr einsilbig, und in der ausweichenden Art, mit der sie auf die neugierigen Fragen der Mutter antwortete, lag etwas, das dieser den Mut nahm, weiter zu forschen.

Seither sind Jahre verstrichen. Thusnelde lebt still und zurückgezogen an der Seite der Mutter, die, gebeugt durch ihre gesellschaftlichen Mißerfolge, eine alte Frau geworden ist und nur noch in ihren Sammlungen einen Trost findet für die Enttäuschungen des Lebens. Die ehemalige Braut des Fürsten Libanon ist nicht zu bewegen gewesen, eine andere Verbindung einzugehen. Sie ist schön geblieben, schön und kalt wie ein Marmorbild. Noch umgiebt sie der äußere Glanz der Jugend; aber die keimenden Blüten ihrer Seele hat ein früher Reif zerstört, und der Winter ist bei ihr eingezogen. Ob es wohl je wieder Frühling werden wird im Herzen der schönen Thusnelde?

## Die blinde Kirchgängerin.

(Hierzu das Bild von L. Aron Seite 314.)

Es giebt kein körperliches Gebrechen oder Leiden, welches in gleichem Maße das Mitleid in jedem Menschenherzen zu erwecken vermag, als die Blindheit. An den Tauben, den Stummen, den Verwachsenen versucht sich wohl gelegentlich der Spott und Mutwille der Hohen und Derer, die nicht wissen, was sie thun. Der Blinde, der des köstlichsten aller Sinne beraubt, ist vor dem Hohn auch der sonst Gefühllosen gesichert. Ein Blinder schien im Altertum ein von der Gottheit Geweihter. Heller mußte ihm das innere Licht strahlen, seit ihm das äußere erlosch. Seher und Sänger machte die Legende und die Kunst zu Blinden. Von diesem Nimbus ist ihren Schicksalsgenossen für alle Zeit ein Abglanz geblieben. Die bildende Kunst wie die Dichtung, — wenn sie mit Recht die Darstellung der mit anderen Körpergebrechen Behafteten scheuen und ausschließen — verschmähen die Blindheit nicht als poetisches Motiv und die Blinden nicht als Gegenstand der Schilderung. Der unselige, schuldlose Verbrecher Oedipus, der an seinen eigenen Augen den Frevel rächte, welchen er ohne Wissen und Wollen begangen hatte, der blinde Greis, gestützt und geleitet von der liebenden Tochter, die ihm Auge und Stab ist — unzählig oft haben Dichter, Bildhauer und Maler ihn, so geführt, dargestellt und verherrlicht. Vielleicht noch ruhrender aber erscheint der Gegensatz dieser Gruppe: die erblindete Tochter, hilflos in all ihrer Jugendkraft und Armut, von dem greisen Vater geführt, der ihr nun Stütze und Führer sein muß. Aron, ein in München lebender, ungemein begabter junger Maler, aus Ungarn oder Kroatien

entflammend, hat dies Motiv gewählt und in dem Original unseres Holzschnitts zu einem tief empfundenen, ergreifenden Bilde ausgeartet. Ein junges südbungarisches Mädchen in der nationalen Tracht des Landvolks, die gestickte, mit Pelz und Schnüren besetzte Jacke über dem gefädelten Hemd mit den weiten Ärmeln, die Linke auf den Stod stützend, mit dem sie nach dem Wege zu tasten pflegt, an der Seite des alten weißbärtigen Bauern, ihres Vaters, im bestickten Schafpelzmantel, sind in die Thür der Kirche eingetreten, um drinnen ihre Andacht abzuhalten. Das Mädchen tastet sich zum Weihwasserbecken am nächsten Pfeiler. Des Alten breite braune Hand hat das Handgelenk der Tochter erfaßt und führt deren Finger in die Höhlung des Gefäßes, daß sie sich in das segenspendende Raß tauchen können, um die reine Stirn und die armen erlöschenden Augen damit zu nehen. Der Gegensatz dieser kräftig blühenden Mädchengestalt zu ihrer Hilflosigkeit und zu der schmerzlichen Resignation, die aus den Zügen ihres Gesichtes spricht, und der Ausdruck der zärtlichen Liebe und Sorge des Vaterherzens in dem wetterbraunen weißbärtigen Antlitz und der ganzen Haltung der beiden mächtigen Gestalt des Alten neben ihr ist in voller Wahrheit ungemein wirksam herausgearbeitet. Auch in der Farbe und Malerei zeigt das Original eine ungewöhnliche Tüchtigkeit und läßt uns somit auch in dieser Hinsicht in seinem Maler einen Künstler von schöner Begabung und gereiftem Können erkennen.

### Modeplauderei.

Nachdruck verboten.

Norderney, August.

Seine leichte Brise weht erfrischend herüber vom tief blaugrünen Meere, in welchem die Sonne ihr leuchtendes Antlitz spiegelt; stoffweise flattert eine Mode geräuschlos über die See, mit Jubel begrüßt von der Kinderschar, die mit nackten Weichen tapfer in den Wellen herumwatet und mit vor Anstrengung geröteten Wangen und leuchtenden Augen ihre selbstgeschaffenen Sandfestungen verteidigt — wer weiß, welche späteren strategischen Größen sich da im stillen bilden! Nicht gedrängt am Strande stehen die Windstühle, so prächtig umfangreich, daß fast eine kleine Familie darin Platz finden könnte. Voll Entzücken bleibt das Auge der Vorübergehenden an den vielen hübschen Frauen- und Mädchengestalten haften, die mit einer kleinen Handarbeit und dem für die Jugend so verlockenden „Proviantkorb“ behaglich in die Strandkörbe zurückgelehnt sitzen und mit strahlendem Entzücken dem Spiel ihrer Lieblinge zuschauen. Ein reizvolles Bild, fürwahr, von echt deutscher Poesie durchhaucht, sogar bis in die kleinsten Details, denn selbst die diesjährigen Stoffe und die Toiletten erscheinen wie die verkörperte Poesie.

Seidenstoffe sieht man hier fast nirgends, sie haben im Seebade höchstens bei der table d'hôte Berechtigung und beim Nachmittagskonzert, der Vormittag gehört ausschließlich den dicken Wollstoffen. Sehr beliebt sind weiße Serge-Meider mit blauenfarbiger Taille oder einer seidenen, andersfarbigen Bluse. Es giebt auch keine bequemere Tracht, die zugleich so grazios wirkt.

Allerliebste ist eine Toilette aus rosa Flanell mit kleinen, grauen, eingewebten Ankeren, die zum Saum des Rockes hin sich vergrößern und deren unterste Reihe die geschickten Hände der Trägerin mit feinem Brillantgarn benäht haben. Dazu in der Frühe eine Bluse aus gleichem Stoff, mit geflochtenem, gelblichem Lederbügel zusammengefaßt, die zu Tisch einfach durch eine elegante Bluse aus Surah mit weißem Spitzenbesatz um den kleinen, viereckigen Ausschnitt ersetzt wird. — Mehr denn je, besonders für junge Mädchen, sind hochrote Kostüme beliebt; sie zeigen niedliche Muster in Schwarz oder Creme, Blumen, Kornähren, Äugeln und verschiedene andere. Ein rotes, mit kleinen schwarzen Beeren und Blättern bedrucktes mousseline de laine-Meid ist am Rande des kurzen Rockes — denn im Seebade ist die Schleppe entschieden verbannt — mit schmaler, schwarzer Borte besetzt. Die vorn und im Rücken gezogene Taille wird von einem handbreiten Seidengürtel mit langen Enden umfaßt; Borte umgiebt den herzförmigen Ausschnitt und den Abschluß der kurzen Gretchenpuffe des Ärmels. Dazu ein großer, weißer Strohhut mit rotem und schwarzem Crêpe.

Sehr hübsch wirkt eine Zusammenstellung von Graugrün mit Heliotrop. Der viereckige Sattel der Taille ist aus heliotrop Crêpe gefertigt und von einer gleichfarbigen, kleinen Rüsche begrenzt, unterhalb deren sich der grünspanfarbene Staminstoff, der dem Kongressflanevas aufs Haar gleicht, faltig ansetzt. Ein breiter Gürtel aus eingereichtem heliotrop Crêpe verdeckt den Ansatz des Rockes, der unten mit einer Crêpe-Rüsche gepußt ist. Die Ärmel sind ganz mit Band benäht in der eigentümlichen Weise, als ringele sich eine Spirale um den Arm, die am Handgelenk in einer Schleife ihren Abschluß findet. Der Kontrast zwischen dem Stoff und dem heliotrop fingerbreiten Band ist höchst originell. Ein Hut aus großem heliotrop Strohhut in Direktionsform, mit der breiten Krempe und dem schmalen, hohen Kopf, geziert mit einem Kranze willkürlich von Graugrün nach heliotrop abgetönter Mohnblumen ist sehr eigenartig und hübsch in der Zusammenstellung zum Kostüm. Auch Blaugrau und Himmelblau sind ungemein beliebt und werden hauptsächlich mit Spitzen garniert, so eine reizende, blaue Raschmir-Toilette mit spanischem, ärmellosen Jäckchen aus imitiertem, irischer Spitze, die vorn faltig zusammengenommen, mit blauen Seidenschlupfen am herzförmigen Ausschnitt der Taille gebunden ist; am Rocksaum eine von blauem Seidenband umwundene Spitzenrolle als Aufputz, dazu ein blaues Strohhut mit weißen Spitzen und Taubenflügeln.

Dunkelblaue Serge-Meider mit hellblau seidenen Blusen, von einem Nieber mit Achselträgern gehalten, sind besonders kleidsam und praktisch für heranwachsende Mädchen, da die Tracht viel freie Bewegung gestattet, während die Kleinsten der Kleinen speziell weiße, gestickte Kleidchen mit farbigen Seidenschärpen tragen, oder nur Rädchen aus Madeira-Stickerei, die einer farbigen Seidenbluse angehängt sind. Des Morgens zum „Buddeln“ eignen sich weiße Flanellkleider oder helle, gemusterte, sowie gestreifte mousseline de laine- und Zephyrkleider am besten, da ihnen das wiederholte Waschen nicht schadet. Kurze Ärmel und Ausschnitte sind an der Tagesordnung, dazu bei kühlem Wetter farbige hohe Flanell-

jäckchen mit Seidenstickerei. Die großen Matrosenhüte aus Stroh sind jetzt ebenso sehr als Kopfbedeckung beliebt wie die für alt und jung gestatteten, gestrickten tam' o shanter, oder die dunkelblauen, schirmlosen Tuchmützen.

Selbst ältere Damen verschmähen es nicht, Blusen zu tragen und die schwarzen Spitzenkleider oder Foulardroben für den Nachmittag oder die Réunions zu sparen. Zu schwarzen Raschmir- oder Serge-Röcken sieht man viel Blusen aus schwarzem Moiré, gemustertem Foulard und Grenadine, sogar dunkle Satinkleider mit hellen Mustern, die, solange sie noch nicht gewaschen sind, sehr hübsch aussehen und die durch weiße Spitzen einen geradezu eleganten Anstrich erhalten können.

Capés sind fast noch zahlreicher vertreten, als die sonst unvermeidlichen Regenmäntel, für das Seebad aber bleiben die einfachsten Modelle dieser Art entschieden die hübschesten. Tuch oder Serge mit einem Sattel aus Sammet oder einer Bordüre aus Sontagenäherei wirkt sehr vorteilhaft; als Futter wird hauptsächlich changeant Seide verwendet, wenn man nicht die neuen französischen Wollstoffe vorzieht, die ohne Futter getragen werden, da sie zweifarbig gewebt sind, z. B. außen dunkelblau, innen fraise. — Die Regenmäntel zeigen lange Pelserinnen à la cape, deren Rand mit Herkulesborten umfaßt ist oder eine kleine Stickerei aufweist. Auch ganz schlicht, eng anliegend, mit gesticktem oder aus Moiré gefertigtem Umlegefragen, sind die zweireihig geknüpften Regenmäntel äußerst beliebt.

Die schwarzen Stiefel sind für den Vormittag nicht comme il faut, dagegen jeder farbige Schuh, gleichviel ob aus Stoff oder Leder, und oder aus zweierlei Material. Auf dem Gebiete der Handschuhe sind rehlernerne in Goldfarben, Creme und tief Mebebe die Neuheit der Saison. Der Kaiserin zu Ehren heißen sie Augusta-Viktoria-Handschuhe, und sie dürften sich ihres eleganten Sitzes wegen sehr lange als modern behaupten.

Und nun zur Hauptsache des Seebades: zu den Badekostümen! Am meisten vertreten und beliebt sind die ganz weißen aus Badeseide, mit rosa oder hellblauen Börtchen besetzt und in eins geschnitten, sodaß nur ein Gürtel um die Taille einige Falten schafft. Es ist entschieden die praktischste Form, da sie beim Schwimmen am bequemsten ist. Ältere Damen bevorzugen jedoch zumeist das geteilte Kostüm, Beinkleid und Jacke mit Gürtel aus dunkelblauer Serge mit Stickerei in Rot oder Hellblau. Sehr apart erscheint auch ein Badeanzug aus hellblau Badeseide. Die Beinkleider, der Halsausschnitt und die halblangen Ärmel der Jacke sind mit gelber Stickerei geziert. Dazu ein Wiedergürtel aus hellem Leder, der die Taille umspannt, und ein reizendes Kostüm ist fertig, auf das nicht nur die Meereseisgötter, die für Schönheit sehr empfänglich sein sollen, in Entzücken blicken, sondern das selbst vor den kritischen Augen aller „Badedamen“ stolz Revue passieren kann im Bewußtsein seiner reizenden Außenseite. Und wer, verehrte Leserinnen, würde je darüber erzürnt sein, Bewunderung zu erregen?

Lillian.

### Aus dem Frauenleben.

— Erzherzogin Margarete Sophie von Oesterreich, älteste Tochter des Erzherzogs Karl Ludwig, verlobte sich mit dem Herzog Albrecht von Württemberg.

— Zwei deutsche Krankenschwestern, Frä. Anna Margarete Leue und Anna Bäfeler, begaben sich im Auftrage des deutschen Frauenvereins für Krankenpflege nach Kamerun.

— Der achtundsechzigjährige Vadeverwalterin Frau Bertha Sawantka in Kreuzburg in Oberschlesien, welche, ohne selbst schwimmen zu können, im Juli vorigen Jahres mit eigener Lebensgefahr ein junges Mädchen vom Tode des Ertrinkens rettete, wurde die Rettungsmedaille verliehen.

— d. In Braunlage, einem bei St. Andreasberg gelegenen Dorfe des Nordharzes, hat der „Krankenspflegerverein zu Schönebeck (Elbe)“ eine Erholungsstation für Arbeiter, Handwerker, Näherinnen u. a. eingerichtet. Der Pensionspreis für Wohnung und Kost beträgt täglich 2 Mk. Melbungen sind an den genannten Schönebecker Verein zu richten.

— h. Das kunstgewerbliche Atelier von Frä. Martha Wundahl, Berlin W., Königgräzerstr. 123<sup>b</sup>, bietet talentierten Damen für Erwerbszwecke oder zur Ausbildung als Lehrerin, Gelegenheit zur Vervollkommnung, hauptsächlich in der Majolika-Malerei. Die Technik der Majolika ist von allen Arten der Malerei wohl am leichtesten erlernbar. Sie ist, entgegen der Porzellan-Malerei, welche auf der Glasur gemalt wird, auf den rohen Steingutgegenständen, also unter der Glasur gemalt, dann gebrannt und glasiert und nochmals gebrannt. Diese rohen Steingutgegenstände fertigt die königl. Porzellanmanufaktur in Berlin an, in welcher die Sachen auch gebrannt und glasiert werden, in „Weiß“, „Gru“ oder „Blau“. Gerade in dieser Brandprozedur liegt der hohe Wert; der Ofen giebt die Sachen genau so wieder, wie er sie erhielt; sind die Malereien also gut gemacht, so kommen sie auch gut zurück. Alle erdenklichen Gebrauchs- und Schmuckgegenstände, Schreib- und Waschgarnituren, große antike Urtheile, Monumental- und Flaschen, Urbinoschüsseln und Wandteller, komplette Frühstücks-, Dessert- und Speisesevice, Salonlampen bis zu ein Meter Höhe, Reliefs, Paneelbreiter, Platten werden nach Angabe in bestimmten Größen geschnitten. In neuerer Zeit liefert das Wundahl'sche Atelier auch ausgezeichnete Mustervorlagen zu mäßigen Preisen. Auswärts Wohnende erhalten schriftliche Anleitung sowohl in der Majolika- (Delfter) wie in der Aquarell-Malerei. Der Unterricht findet täglich von 9—2 Uhr im Atelier statt.

— Die Hofkapellmeisterin Helene Hartmann in Wien erhielt in Anerkennung ihres vierjährigen ausgezeichneten Wirkens im Hofburgtheater das goldene Verdienstkreuz mit der Krone.

— g. Weibliche Ärzte. In London praktizieren jetzt 70 weibliche Ärzte, darunter 3 Chirurgen. Vier Londoner Hospitäler werden von Frauen geleitet. Am neuen Frauenhospital zu London sind 7 Ärztinnen, davon 2 als Klinikvorsteherinnen angestellt. Die London school of medicine for women zählt unter 18 Professoren fünf weibliche; Rektor dieser Schule ist Frä. Mary Dawson. In Paris praktizieren 11, in Genf 5, in Basel 2, in Zürich und Luzern je 3 weibliche Ärzte. In Amerika allein 3000, davon 95 als Professoren, 70 als Hospital- und Klinikvorsteherinnen.

— d. Die Züricher Universität wurde in diesem Sommer von 556 Studierenden, darunter 70 Frauen, besucht; 44 Frauen studierten Medizin, 4 die Rechte, die übrigen 22 Philosophie und Naturwissenschaften. In Genf studierten 105 Damen, in Bern 68, in Lausanne 8, in Neuchâtel 1, zusammen also an fünf schweizerischen Universitäten 252 weibliche Studenten.

— In Russland zählt man 1900 Schwestern vom Roten Kreuze; in Deutschland giebt es 5000 Diakonissinnen, welche sich mit Kranken- und Armenpflege beschäftigen.

— l. Die Königin von Italien wird ihre berühmte Spitzen-sammlung 1893 in Chicago ausstellen, darunter zahlreiche Spitzen, die in den königlichen Werkstätten von Frauen angefertigt sind. Rom besitzt jetzt eine Art Frauenbörse, wo die künstlerischen Contadine-Arbeiten verkauft werden, von denen auch einige Proben auf der Columbia-Ausstellung paradiereen sollen.

— g. Frä. von Bilescu, welche in der Pariser école de droit als Privatdozentin neuerdings großen Erfolg hatte, wurde auf ihr Gesuch um Zulassung zur Advokatur in Frankreich abschlägig beschieden.

— g. Die écoles maternelles in Paris, in denen die ganz kleinen Kinder der Armen vom zweiten bis zum siebenten Lebensjahre, dem schulpflichtigen Alter, während des Tages Aufnahme finden, entfalten unter vortrefflicher weiblicher Verwaltung und Aufsicht eine sehr segensreiche Wirksamkeit. Es giebt gegenwärtig 130 solcher öffentlichen städtischen Schulen, die von 125 Direktorinnen und 310 Lehrerinnen geleitet werden und 24 000 Kindern Aufnahme gewähren. In den ärmsten Stadtteilen werden die Kinderchen auch nötigenfalls mit Kleidung, Wäsche und Schuhwerk versehen. Die erste école maternelle wurde von der Stadt Paris im Jahre 1885 eingerichtet.

— d. Eigenhändig erbaute sich vor kurzem eine Amerikanerin, Frä. Elisabeth More in Edgeworth, Pennsylvania, ein Haus, dessen Plan sie selbst entworfen hatte; alle Maurer-, Zimmerer-, Tapeziererarbeiten u. s. w. führte sie allein aus, nur ab und zu durch eine Freundin unterstützt, die ihr Handlangerinnendienste leistete. — Der erste weibliche Sheriff in Nordamerika ist die etwa 40 Jahre alte Frau Ames in Boone County, Illinois, eine äußerst energische Dame, die ihr eigenartiges Amt zur allgemeinen Zufriedenheit verwaltet. — An der Stanford Universität in Kalifornien wurde Frau Mary Sheldon Barnes zum zweiten Professor für moderne Geschichte ernannt, ihr Mann ist an derselben Hochschule als Professor angestellt.

— l. Auch Chicago hat jetzt seine von jungen Damen geleitete Universitätskolonie (University oder College Settlement), wie New-York, im Hull House, einem Gebäude im Mittelpunkt einer fremdländischen Bevölkerung, wo die Kolonistinnen in guter Nachbarschaft mit der letzteren leben. Miss Adams ist die Begründerin der Anstalt, in welcher sie im Verein mit vier anderen gleichgesinnten Kolleginnen wirkt. Sie haben eine Näh- und eine Kochschule, eine Krippe und einen Kindergarten und Klassen eingerichtet, in denen Professoren und junge Leute beiderlei Geschlechtes mit Universitätsbildung Naturwissenschaften, Arithmetik, Geschichte, häusliche Hygiene, Elektricität etc. lehren. Sogenannte society women (Damen aus der Gesellschaft) erteilen Unterricht im Gesang, im Zeichnen, in den neueren Sprachen und Litteraturen, sowie in Kunstgeschichte. Die öffentliche Bibliothek hat dort ein Lesezimmer errichtet, und kürzlich ist auch eine Turnanstalt eröffnet worden, die ebenfalls von Graduierten der Universität geleitet wird.

— Totenschau. Zu Oberhofen bei Thun in der Schweiz starb Gräfin Anna von Pourtalès, Tochter des verstorbenen Kultusministers von Bethmann-Hollweg; in Weimar Gräfin Wilhelmine von Wedel, frühere Oberhofmeisterin in Weimar und nachmalig Staatsdame der Königin von Hannover; in Stuttgart die bekannte Schauspielerin Luise Schmidt; in Gibraltar die Forschungsreisende Frä. Elise de St. Omer, im Begriff eine neue Entdeckungstour zu unternehmen; in Teheran Prinzessin Sultaneh Walidch, die Mutter des Schah von Persien; in Glasgow Frau Elisabeth Stevens, welche 500 000 Pfund Sterling den wohlthätigen Anstalten ihrer Stadt hinterließ; in Jersey-City die Journalistin Frä. Libby Morgan, Viehmarkt-Berichterstatterin der New-Yorker Times, die in ihrer eigenartigen Stellung viele Verbesserungen in den nordamerikanischen Viehhöfen durchgesetzt hat.

### Allerlei fürs Haus.

**Die Herstellung von Gelatinegelees.** Da die zur Bereitung solcher Gelees nötige Gelatine wegen ihrer durchaus notwendigen Reinheit nur für einen verhältnismäßig hohen Preis käuflich ist, dürfte eine kurze Anweisung zur Selbstherstellung derselben allen ökonomischen Hausfrauen willkommen sein. Zerleinerte und von den Knochen befreite Rälberfüße bringt man in einen leinenen Beutel und hängt diesen in kochendes Wasser. Man erhält so leicht eine Gelatinelösung, die vollkommen klar ist und deshalb ohne weiteres, sobald sie den gehörigen Sättigungsgrad erreicht hat, in flache Formen von Blech ausgegossen werden kann, in denen sie erstarrt. Zur Herstellung der Gelees selbst kocht man vorsichtig Fruchtstift mit Zucker so lange ein, bis eine kleine Probe, auf einen kalten Porzellanteller gebracht, zur Gallerte erstarrt. Zu diesem eingedickten Saft schüttet man eine kleine Menge, zu groben Stücken zerleinerte Gelatine, rührt bis zur eingetretenen Lösung gut um und setzt dieses unter fortwährendem Probenehmen so lange fort, bis der Saft dicklich genug erscheint, um in die Formen ausgegossen werden zu können.

**Reinigung von Makart-Bouquets.** Als Zimmer schmuck erfreuen sich seit einer Reihe von Jahren die sogenannten Makart-Bouquets einer besonderen Beliebtheit. Mit der Zeit werden dieselben aber, namentlich unter Einwirkung des Staubes, unansehnlich. Man kann sie wieder auffrischen, wenn man die künstlich gefärbten in reinem Benzin tüchtig durchschwenkt, mit einer weichen, in Benzin getauchten Sammetbürste vorsichtig abbürstet, nochmals hinz- und herschwenkt und dann gut ablaufen läßt. Die anderen Strauch- und Gräserarten giebt man durch eine Auflösung von guter Marseille Seife, legt sie auf ein reines Brett und klopft mit der flachen Hand zur Erzeugung reichlichen Schaumes. Dieses wiederholt man mit frischer Seifenlösung so lange, bis letztere vollkommen rein bleibt, spült dann die Gräser gut in fließendem Wasser, schleudert sie tüchtig aus und trocknet bei großer Hitze. Die Reinigung selbst auszuführen empfiehlt sich kaum, da das Verfahren immerhin etwas umständlich ist und sich ziemlich teuer stellt, weil man namentlich die Benzinrückstände nicht weiter verwerten kann; auch darf nicht übersehen werden, daß das Umgehen mit Benzin wegen der leichten Entzündbarkeit des letzteren gefährlich ist. Es dürfte daher vorzuziehen sein, die Straüße einer chemischen Waschanstalt zur Reinigung zu übergeben. Crème, mattrosa oder mattgrün gefärbte Gräser verschleien aber auch häufig im Lichte, namentlich wenn sie den direkten Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Das Auffrischen derselben kann man leicht selbst vornehmen, wenn man sie, wenn nötig, nach vorausgegangener Wäsche 5—6 Minuten durch eine Auflösung von Eßig oder Safranin oder Methylenblau zieht, dann spült und in großer Hitze trocknet. Die Konzentration der Farbstofflösung ist so zu wählen, daß der Ton derselben etwas heller erscheint, als nachher die Farbe der Gräser werden soll.

### Gefärbte Blumen.

Nachdruck verboten.

Zu Anfang dieses Jahres wurden die Pariser Blumenliebhaber durch eine Neuheit überrascht: man verkaufte auf dem Markte frische, abgeschchnittene Blumen von sonderbaren Farben, wie sie in den Katalogen der berühmtesten Gärtner nicht verzeichnet waren. Vor allem erregten grüne Nelken Aufsehen und fanden auch reißenden Absatz; in den ersten Tagen verkauften die Blumenbinderinnen das Stück für fünf Franken.

Bald kam man dahinter, daß diese sonderbar gefärbten Blumen keine neuen Spielarten, sondern künstlich gefärbte Pflanzen waren. Blumenbinderinnen hatten von neuem eine Entdeckung gemacht; sie fanden, daß sich die weißen Blumen färben, wenn man den abgeschrittenen Stengel in eine Farblösung steckt; dann steigt die Farbe in den Gefäßen der Pflanze empor, gelangt zu den Kronenblättern der Blume und färbt dieselben. Da die auf diese Weise gefärbten Blumen ihr frisches Aussehen und ihren Geruch fast ganz behalten und die Farbe sich nicht abwaschen läßt, so ist die Täuschung des Käufers ziemlich gelungen. Darum erschien vielen französischen Gärtnern, die mit Mühe in ihren Gärten und Glashäusern Blumen in verschiedenen seltenen Farbspielen züchten, diese Konkurrenz sehr unerwünscht; sie riefen nach der Polizei, damit diese dem „Betrug“ ein Ende bereite.

Der Gesundheitsrat von Paris warf nun die Frage auf, ob solche natürlichen, aber künstlich gefärbten Blumen nicht gesundheitschädlich seien. Er beauftragte zwei Chemiker, Untersuchungen anzustellen, aus denen dann hervorging, daß sich zu diesem Zwecke vor allem gewisse Anilinfarben eignen. Die basischen Farbstoffe scheinen nicht die Fähigkeit zu besitzen, in dem Gewebe des Blumenstengels emporzu steigen; diese Eigenschaft besitzen nach den Erfahrungen jener Chemiker nur diejenigen Farbstoffe, die als chemische Verbindungen zu den Säuren oder sauren Salzen zählen. Die färbende Eigenschaft wechselt aber je nach dem Farbstoff und der Blumenart ungemein; in bestimmten Fällen wird die Färbung rasch, schon



Großvaters Prischen. Gemälde von W. Loewith.

in wenigen Stunden erzielt, in anderen dagegen dauert es vierundzwanzig Stunden, bis die Blume wirklich gefärbt ist. Natürlich ist auch die Länge des Stengels auf die Dauer des Färbeprozesses von Einfluß.

Um die Blumen grün zu färben, empfiehlt sich das sogenannte Sulfogrün; für rote Färbung Cochin und Sulfocochin. Blau werden die Blumen durch Phenylblau gefärbt; für gelbe Töne erwies sich Pikrinäure besonders geeignet.

Können nun diese oder andere der verwertbaren Farben gesundheitschädlich wirken? Es ist zunächst in Erwägung zu ziehen, daß einige dieser Farbstoffe sicher giftige Eigenschaften besitzen. Die Pikrinäure, welche beim Erhitzen explodiert, ist giftig, aber nur in größeren Gaben, denn sie wurde seiner Zeit ärztlich als Mittel gegen die Trichinose in Gaben von 0,1 bis 0,25 g empfohlen. Andere dieser Farbstoffe können Arsen enthalten, wie es z. B. arsenhaltiges Fuchsin giebt, wobei aber nicht zu vergessen ist, daß man, dank den Fortschritten der Technik, ein völlig arsenfreies Fuchsin erhalten kann. Andererseits ist indes zu betonen, daß die Farbstoffmengen, welche in die Blumen durch die Aufsaugung durch den Stengel gelangen, geradezu winzig sind. Die Pariser Sachverständigen schätzen sie auf kaum einige Milligramme und gelangen zu dem Schluß, daß selbst, wenn diese Farbstoffe Arsen enthalten sollten, die Menge desselben doch so geringfügig sei, daß man die so gefärbten Blumen selbst aufessen könnte, ohne seine Gesundheit zu schädigen. So dürfte diese neueste Art, mit der man der Natur zum Farbenschmucke aufhilft unbeanstandet bleiben.

Zimmerhin sind hierdurch die modernen Blumenfärber auf die Gefahr der giftigen Farbstoffe aufmerksam gemacht worden, und es liegt in ihrem eigenen Interesse, die Verwendung derselben zu vermeiden. Der Nachahmungstrieb im Menschen ist aber so groß, daß nicht nur Blumenverkäufer, sondern auch Privatleute zu ihrem Vergnügen solche Färbungen anstellen. Wir hoffen, diesen Amateuren des Außergewöhnlichen und Neuen durch diese kurze Mitteilung einige beachtenswerte Winke gegeben zu haben. K. Falkenhorst.

### Neue Herbstmoden.

(Sierzu die Abb. S. 311.)

Für die mit den ersten kalten Herbsttagen neu beginnende Theater- und Konzertzeit wird es unseren Leserinnen gewiß erwünscht sein, heute schon durch Bild und Beschreibung zu erfahren, was sie zu wählen haben, um recht modern und elegant auf der Promenade, sowie im Theater und Konzertsaal zu erscheinen. Für erstere raten wir zu einem Cape, wie es in Fig. 1 dargestellt ist, da sich diese Capes für die kommende Saison sicherlich der besonderen Gunst der Damenwelt erfreuen werden.



Unser Original aus modischem Tuch besteht aus einem 105 Cent. langen, pelerinenartigen Teil, der hinten in eine breite Watteaufalte, vorn in zwei Längsfalten geordnet ist, deren Innenbrüche mit Einschnitten zum Hindurchstecken der Arme versehen sind. Der Watteaufalte schließen sich, wie ersichtlich, zwei Pelerinenteile an, die mit 4 1/2 Cent. breiter, mit buntem Metallgarn gestickter Vordüre verziert sind; gleiche Vordüre liegt dem Kragen auf. Zum Schließen des Capes dienen Haken undösen.

Eine sehr eigenartige und neue Toilette für Theater, kleine Gesellschaften etc. zeigt Fig. 2; sie ist aus schottischem Seidenstoff gefertigt, der aus breiten schwarzen, grünen und blauen Streifen besteht, die durch schmale rote und weiße Streifen karriert und außerdem mit weißen Punkten durchwebt sind. Zur Garnitur des Kleides ist gelber Seidenkrep, schwarze Spitze und schwarzes

Atlasband verwendet. Aus letzterem Band bestehen die den Rock zierenden, 3 und 5 Cent. breiten, in Faltfalten geordneten Rüschen. Die Taille ist, wie die Abb. zeigt, mit einem faltigen Laß aus Seidenkrep verbunden, dem sich die unten in Falten gelegten, mit schwarzer Spitze überbedeckten Vorderteile aus Oberstoff anschließen; die Rückenteile der Taille ziert oben (vergl. die nebenstehende kleine Rückansicht) eine in eine breite Faltfalte gelegte gleiche Spitze. Außerdem garniert dieselbe zweimal ein 8 1/2 Cent. breites schwarzes Atlasband, deren unteres gürtelartig ausliegt und deren oberes, wie ersichtlich, vorn über die Brust geführt wird und an der linken Seite mit einer, mit kurzen hochstehenden Schlingen und langen Enden versehenen Schleife abschließt. Oben sehr bauchig, unten enge, sogenannte venezianische Ärmel vervollständigen die Taille.

Bezugquelle der Modelle: Gerson u. Comp., Berlin W., Werberstraße.

### Zweifelbige Rätsel.

Du bist's, wenn ich an deine Thür  
Bergebens Kopf' zu meinem Leibe.  
Nimmst du ein Mittelzeichen mir,  
So ist's der Strom im Winterleibe.

A. L.

Auflösung des Schieberätsels Seite 279.  
„Gabriel Ray — Alma Tadema.“

M a r g a r e t e  
R i n a l d i n i  
O b m a n n  
B y r a m i d e  
B r i t a n n i e n  
D e a n d e r  
E l d o r a d o  
C a r m e n  
S t a m m b a u m  
M e r a n d e r

Auflösung des dreifüßigen Scherzrätsels Seite 279.  
Buttermilch.

Auflösung des magischen Kreuzes Seite 279.

	W	F	K					
	e	l	a					
	i	e	r					
W	e	i	h	n	a	c	h	t
F	l	e	n	s	b	u	r	g
K	a	r	a	b	i	n	e	r
	c	u	n					
	h	r	e					
	t	g	r					

### Kryptogramm.

Die entziffert man folgendes Kryptogramm, dessen Inhalt ein Rätsel ist?

d r s e s s i a u m i s t i n  
w d n n s i e e n d e r f z  
w n b n d g n i i e e w e s  
d e d t s i u e i a v g t  
c h s t n d l s o e e d d g d  
e b i m u i a a e g n e n a  
d s t s s v e e n w u a e g a  
o n

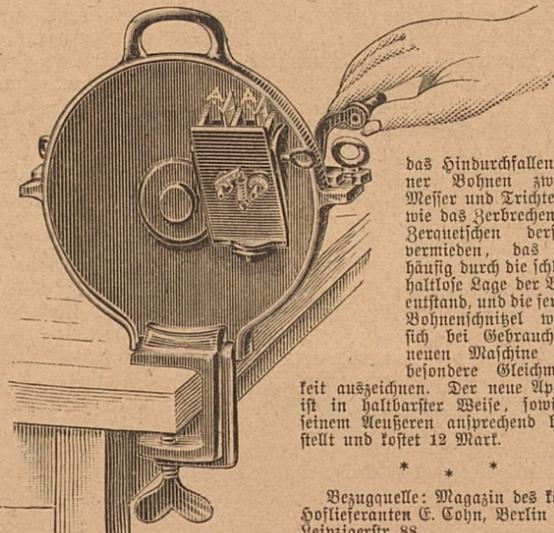
### Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 143.

An eine bekannte Schriftstellerin richtete ihre Freundin die Frage: „Welches Honorar hast du für deinen ersten Roman erhalten?“ Sie empfing die Antwort: „Das Buch umfaßt dreißig Druckbogen. Ich stellte die Bedingung, daß der Herr Verleger für jeden Bogen der ersten Auflage 5 Thaler, für jeden Bogen der etwa folgenden Auflagen stets je einen Thaler mehr als in der vorhergehenden mir zahlen sollte. Der Roman hat bis jetzt zwanzig Auflagen erlebt.“

Welches Honorar hat die Schriftstellerin im ganzen erhalten?

### Wirtschaftsplaudereien.

Automatische Bohnenschneidemaschine. Der neue, unten abgebildete Apparat dient dazu, Bohnen in möglichst kurzer Zeit fein zu zerhacken, und ist mit wesentlichen Verbesserungen versehen. Die doppelte Ueberlegung des Rades, an welchem die Schuttmesser befestigt sind, bewirkt zunächst ein außerordentlich schnelles Arbeiten und eine bedeutende Ersparnis an Zeit. Hauptächlich ist indessen auf die beiden, auf der Stütze mit A bezeichneten Klappen hinzuweisen, welche durch Spiralfedern leicht gegen die Wandungen des Trichters gedrückt werden und große Uebelstände beseitigen, die den bisherigen Bohnenschneidemaschinen anhafteten. Das Festhalten der Bohnen mit den Fingern wird durch diese automatischen Halter vollkommen überflüssig, und es können sowohl große als auch kleine Bohnen mit der Maschine zerhackt werden, da die federnden Klappen jede einzelne Bohne unmittelbar vor dem Messer in der richtigen Lage festhalten. Hierdurch wird auch



das Hindurchfallen kleiner Bohnen zwischen Messer und Trichter, sowie das Zerbrechen oder Zerquetschen derselben vermieden, das sonst häufig durch die schlechte, halblöcherige Lage der Bohne entstand, und die fertigen Bohnenschmelzen werden sich bei Gebrauch der neuen Maschine durch besondere Gleichmäßigkeit auszeichnen. Der neue Apparat ist in haltbarster Weise, sowie in seinem Aussehen ansprechend hergestellt und kostet 12 Mark.

Bezugquelle: Magazin des Königl. Hoflieferanten C. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.